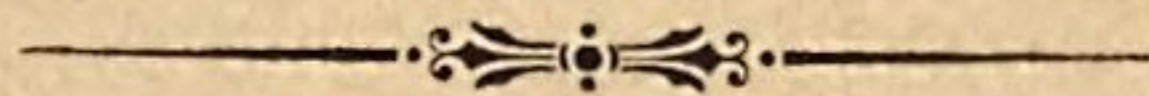


Im Lande der Teutonen.

Nach dem Französischen

des

Pierre Voisin.



Bürich 1889.

Verlags-Magazin.

(J. Schabelitz).

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. Schabelitz in Zürich.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1. Kapitel.	Geschichte unserer Nachbarn	1
2. "	Heimath	5
3. "	Politische Parteien	6
4. "	Allerlei von der Straße und vom Volk	11
5. "	Allerdurchlauchtigste Stiefelabsätze	21
6. "	Die Mode	27
7. "	Die Behörde	29
8. "	Das Familienleben	32
9. "	Was die Deutschen uns vorwerfen	37
10. "	Religiöses	39
11. "	Die Kunst:	
	a) Literatur	42
	b) Theater	49
	c) Musik	53
	d) Malerei	54
	e) Bau- und Bildhauerkunst	58
12. "	Wissenschaftliche Betrachtung	63
13. "	Die Herren von heute	65
14. "	Mühlendamm und Kaiser-Wilhelmstraße	68
15. "	Die Soldaten	74
16. "	Vom deutschen Richter	80
17. "	Die Hohenzollern	82
18. "	Bismarck. Moltke	87
19. "	Die Kleinstaaten	89
20. "	Die Stadt Berlin	94
21. "	Die Zukunft Deutschlands	98

Erstes Kapitel.

Geschichte unserer Nachbarn.

Ehe ich mich auf den Weg nach Deutschland machte, um auch meinerseits das Volk der Kasernen und des Sauerfrauts kennen zu lernen, besah ich mir das Ziel meiner Reise auf der Landkarte. — Monströs!

Wie ein auseinander getretener Teig. Oder auch wie eine langbeinige Spinne, die ihre Krallen nach Opfern ausstreckt.

Da schiebt sich Ostpreußen gleich einer drohend erhobenen Faust gegen Rußland vor; Schlesien umspannt mit eisernem Arm einen Theil Oesterreichs. Schleswig-Holstein ist einer emporgeschnellten Spiralfeder zu vergleichen, auf welcher in Todesangst das arme Dänemark sitzt und jeden Augenblick fürchtet, das Gleichgewicht zu verlieren; Süddeutschland zuletzt ragt mit dem Rheinland in die französische Interessensphäre hinein. Abgesehen von diesen Auswüchsen sind die natürlichen Grenzen Deutschlands gegeben

Ich empfand körperliches Unbehagen beim Anblick dieses formlosen Körpers. Ich fühlte mich schon gepufft und umhergestoßen und bat alle guten Götter, mich heil zurückzuführen in mein geliebtes Frankreich! —

Ueber die Geschichte unserer Nachbarn bin ich mir ja so ziemlich im Klaren. Zuerst wohnten dort jene unangenehmen Barbaren, welchen Tacitus in seiner Germania

so sehr geschmeichelt hat. Dieselben nährten sich von einer Art „Bock“ und von Eicheln. Noch jetzt ziehen die Knaben im Herbst in Schaaren durch den Wald, um die herabgefallenen Eichen zum Winterfutter zu sammeln.

Später wurden die Deutschen von Karl dem Großen unterjocht, welcher versuchte, ihnen etwas französische Bildung beizubringen, — leider vergeblich. Es war überhaupt schwer, sie zu bändigen, ihr Hervorbrechen glich einem Felssturz den Berg hinab. So waren sie 400 Jahre vor Karl nach allen Richtungen hin ausgewandert, — vermuthlich aus Uebervölkerung, da sie hieran von jeher gelitten haben. Eine „Verjüngung“ der alten Welt nennen sie diese Wanderung; ich möchte es eine „Verschüttung“ nennen. Erst nach Jahrhunderten gruben Franzosen und Italiener die Schätze aus, welche Jene begraben hatten, und das nannten sie nun wieder „Deutsche Renaissance“!

Sie vergöttern ihre „römischen Kaiser deutscher Nation“. Aber Alles, was man von diesen zu sagen weiß, ist: Raub, Krieg und die sogenannte „deutsche Treue“, in welcher sie es sogar so weit gebracht haben, daß ein König in die Gefangenschaft zurückkehrte, weil er es versprochen hatte. Seltsam! Das thut bei uns in Frankreich jeder anständige Mensch.

Wo aber bleibt die Bildung und feine Sitte der Könige von Frankreich, ihr edler, ritterlicher Muth, ihr Sinn für alle Wissenschaften und Künste? Karl der Fünfte sprach nur mit seinem Pferde Deutsch, und wenn wir sie uns ansehen, die Abbildungen dieser alten deutschen Fürsten und Ritter, so sind ein Schmerbauch und dicke Fäuste das, was man zuerst bemerkt. In der That aßen und tranken sie unglaublich viel, und daß sie gute Beulen zu schlagen verstanden, soll nicht geleugnet werden.

Aus dem Deutschland des Mittelalters nun wächst mit der Zeit ein merkwürdiges Gebilde hervor: das sogenannte „Preußen“. Zuerst unscheinbar und harmlos, eine „Sand-

büchse des heiligen römischen Reichs", saugt diese Sandbüchse ein Glied des Vaterlandes nach dem andern an sich, bis es gesättigt dasteht und die noch Ueberlebenden großmüthig bestehen läßt, aber mit der Großmuth der Boa constrictor, welche soeben ein Duzend Kaninchen verzehrt hat.

Und all' diese preußischen Länder werden zusammengeschweißt durch den Hammer der Fürsten, die, genügsam wie ihre Unterthanen, Söhne einer dürftigen, aber über Alles geliebten Heimath, eine Leidenschaft im Regieren entwickeln, wie sie vorher noch nicht dagewesen ist.

Neues Verwundern erregt es, daß in den großen Zeiten Preußens neben den Königen stets eine stattliche Anzahl wirklich großer Männer hervortrat, wie mit Zauberschlag herbeigerufen, um die Ideen der Fürsten auszuführen. Ich erinnere an die Generale des großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen und Kaiser Wilhelms. Das Jahr 1870 sieht neben einander wirken den würdigen, festen, frommen König, den genialen Moltke, den eisernen Bismarck, und aus der Herrscherfamilie zwei Prinzen von hervorragender Begabung: Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl. Damit aber ist der Kreis der bedeutenden Männer von 1870 noch nicht erschöpft.

Dies Alles scheint mir damit zusammenzuhängen, daß es auf die Zeit ankommt, die Männer groß zu machen. Und es führt auf den Gedanken: Wie viel Menschen mag es wohl geben, welche keine Gelegenheit haben, groß zu werden??

Wie aber ist das heutige Geschlecht? Seltsam! Seit dem Krieg von 1870, wo sie Alles erreicht haben, was sie wünschen konnten, sind die Ideale bei einem großen Theil dieser Nation erstorben. Blatte Nüchternheit ist Herrscherin. Wie wird die jüngste Generation heranwachsen? Man wird ihnen eine Tonne Heringe als Panier aufpflanzen. Die Nachkommen der alten Barbarossa-Schwärmer kennen keine hohen Ziele mehr. Ihre Barbarossa-Hoffnung ist zur Wahrheit geworden.

Was nun?

Sie haben der Welt gezeigt, daß sie einig sein können, das genügt. Jetzt ziehen sie sich die Zipfelmütze über die Ohren.

Den Kolonialbestrebungen einer kräftigen Minderheit gegenüber bleibt man „kühl bis an's Herz hinan“.

„Wir betrachten diese neuesten Abmachungen in Ostafrika ohne Feindseligkeit (!), da wir keinerlei Interesse daran haben!!“ schreibt ein gemüthliches Blatt. Wie nett, die Unternehmungen der eigenen Mitbürger ohne Feindseligkeit zu betrachten! Es geht nichts über den gemüthlichen Deutschen. Daß die alten Philister wünschen, es werde die Jugend ebenso, wie sie sind, das ist selbstverständlich. Darum beileibe keine Begeisterung für das Vaterland und für seine großen Männer. Das ist unwürdig eines freien Deutschen. Und diese „knabenhafte Freude an den Soldaten“, die man immer wieder antrifft! Das Heer?? Das Heer hat seine Schuldigkeit gethan, das Heer kann geh'n!

Da gefällt mir doch der 14-jährige barfüßige, zerlumpete Junge besser, der auf der Charlottenburger Chaussee im tiefsten Schmutz seinen Karren schiebt und mit heller Kehle sein Lied: „Deutschland, Deutschland über Alles!“ in die Lüfte schmettert!

Wenn ein Hausbesitzer und Millionär in der Thiergartenstraße singen würde: Deutschland, Deutschland über Alles! . . . so wäre das nicht zu verwundern, aber von diesem Jungen war es wirklich viel.

Zweites Kapitel.

H e i m a t h.

Uebrigens kann man nur sagen, daß die Deutschen im Allgemeinen an ihrer Scholle hängen. Sie haben ein Wort, das sich nicht in's Französische übertragen läßt, es heißt: Heimath. Das ist nicht „Vaterland“, nicht „Vaterstadt“, auch nicht das ländliche Besizthum allein, — es ist etwas Ideelles in diesem Wort. Man kann nicht sagen, was. Es ist die Scholle, die Familie, das Vaterland, die Geschichte — alles zugleich. Speziell gefaßt, ist es der Ort ihrer Jugend mit seiner Umgebung und mit seinen Erinnerungen. Es sind: Straßen und Menschen, Wiesen, Wald und die erste Liebe, — alles verklärt vom Schimmer der Vergangenheit. Heimath! Welch' eine Welt kann schon im Klange dieses Wortes liegen! Und sind die Straßen dort noch so schief und unschön, die Menschen noch so kleinstädtisch, der Boden noch so sandig und nichts sagend, — ihnen sagt das alles doch genug, es bildet einen Theil ihres Lebens. Lieber alles verlieren, als die Heimath verlieren!

So sehr der Trieb in die Weite sie beherrscht und immer mehr zu beherrschen beginnt; so gerne sie schöne, fremde Gegenden, hohe Berge und blühende Thäler, großartige Ströme und lebendige Städte besuchen, beschreiben (und immer glauben, sie seien die Ersten, welche den betreffenden Ort mit seinen Eigenthümlichkeiten entdeckt und beschrieben hätten!); so wagemuthig und unermüdlich sie über die Meere fahren und nach Völkern suchen, die der deutschen Civilisation noch nicht theilhaftig geworden sind: — immer zieht es sie wieder zu ihrem Dörfchen oder kleinen Städtchen mit dem

bekannten Thurm, der ihnen so oft von Ferne entgegenwinkte, und mit den braven Spießbürger-Gesichtern.

Man muß übrigens nicht glauben, daß erst jetzt, nach Beginn der Kolonialerwerbungen, mit einem Mal die Freude an den überseeischen Ländern in ihnen erwacht ist. Es ist hiermit wie mit ihrem „neuen Reich“. Sie haben lange davon geträumt. Ihre Knaben haben nichts lieber gelesen, schon vor langer Zeit, als das Lied vom Kyffhäuser, vom Kaiser Rothbart, der einst des Reiches Herrlichkeit wiederbringen wird, oder — ihren Robinson, ihren Lederstrumpf, ihre Seeräuber geschichten. Da haben sie mitgekämpft mit ihren Helden und geweint, wenn das Buch zu Ende war und ihre Freunde doch auch einmal sterben mußten. Sie haben selbst Pläne gemacht zu einem freien „Prairieleben“ mit Blockhäusern und Flinten, mit Gefahren und kühnen Abenteuern. Diese Knaben sind jetzt Männer geworden. Ihre älteren Brüder sind gefallen auf den Schlachtfeldern für die Wiederkehr des Kaisers Rothbart, — sie selbst gehen die Wege ihrer überseeischen Helden, und dies geistige Verwachsen sein mit ihrer Aufgabe sichert ihnen Erfolge.

„Heimath“ und „weite Ferne“, diese beiden Worte ergänzen sich im deutschen Sprachschatz, und um Beide webt sich ein eigenthümlicher Zauber.

Drittes Kapitel.

Politische Parteien.

Man könnte sagen, daß in diesen letzten Ausführungen ein Widerspruch zu liegen scheine gegenüber den vorher gemachten Bemerkungen über die herrschende Nüchternheit

in der Auffassung des Lebens. Da muß man jedoch bedenken, welche Uneinigkeit in diesem Volke steckt.

Ein Volk! Sind sie das jemals geworden, diese Teutonen? Mit nichten! Jeder glaubt anders geartet zu sein als die Uebrigen, und dabei sehen sich Alle so beängstigend ähnlich. In Frankreich bildete sich eine Nation, Deutschland blieb ewig eine Schulstube, in welcher die Lehrer, d. h. die Leiter, den schwersten Stand hatten. Hoffen wir das Beste von dieser Eigenschaft! Ein entsetzlicher Parteihader tobt schon wieder in diesem neuen Reich. Dieser Hader beschränkt sich nicht auf die prinzipiellen Gegensätze; er ist so stark, daß Jeder seine Ueberzeugung in demselben Augenblick zu bekämpfen beginnt, wo der Gegner dieselbe zu der seinigen gemacht hat. Dinge, die gar nichts mit Parteiansichten zu thun haben, werden Gegenstand des heftigsten Streites, und wenn z. B. Einer behauptet, daß es regnet, so wird der Andere seinen ganzen Scharfsinn aufbieten, um das Gegentheil beweisen zu können. Ueber diese Eigenschaft werde ich noch an andern Stellen meines Berichtes bemerkenswerthe Aufzeichnungen machen. —

Politische Parteien gibt es nun in den gesetzgebenden Körperschaften nicht eben viel, — desto härter plagen sie aufeinander. Sie stehen sich feindseliger gegenüber und hassen sich mehr als Franzosen und Deutsche. Familienbande werden durch sie gelockert und zerstört, Neid und Haß von diesen Streitigkeiten auf alle Verhältnisse des Lebens übertragen.

Das Volk der Denker erstarrt in Formen und Formeln. Mit seiner Partei geht der Deutsche durch Dick und Dünn, — fast noch mehr mit seiner Zeitung, was allerdings oft dasselbe sagen will. Wunderbares Anpassungsvermögen dieser im Glauben geübten Seelen!

Von seiner Zeitung glaubt der Sohn Teuts alles Gute, von der gegnerischen alles Schlechte. Die Ansichten seiner Zeitung sind seines Beifalls sicher, ehe sie ausgesprochen wurden. Und sollte er einmal nicht ganz einig mit ihr sein, —

er läßt sich willig überzeugen. Das ist das Land der Autorität. Das sind die Menschen, gleich geeignet zu blindem Gehorsam gegen den „Vorgesetzten“ und den Staat, wie zur Bevormundung durch kühne Maulhelden. Diese Unselbstständigkeit ist unser Glück.

Bei uns hat jeder Soldat den Marschallstab im Tornister, und ein aufgeweckter Geist läßt uns immer das Rechte finden, unbeeinflusst von Helden und Schreiern. Der Franzose denkt, — für den Deutschen wird gedacht. Was wiegt schwerer??

Interessant ist es, den Typus der verschiedenen Parteimänner zu beobachten.

Da haben wir zunächst den Conservativen, — um doch irgendwo anzufangen. Gesamt-Erkennungszeichen aller Conservativen, — gewissermaßen Uniform derselben: Unverletzlichkeit der Religion, der Monarchie und des Heeres.

1. Der Deutsch- oder Orthodox-Conservative. Würdiges Aussehen, ein gewisses Etwas. Sehr orthodoxe, aber bestimmte Ansichten. Wer nicht fromm ist, darf von Anfang an nicht mitreden. Irdisches Ideal: Fettes Vieh und ein gutes „Diner“. Besuch von Berliner Theatern nur Operette oder Spezialitätenbühne, woselbst er sich herrlich amüsirt. Bei Wagner oder Schiller schläft er ein. Hält das „Volk“, die „Plebejer“, in gewisser Entfernung. Nur widerwillig Anhänger der von der Regierung betriebenen Sozialpolitik, welche er als den „kleinen Finger“ betrachtet, auf welchen „die ganze Hand“ folgen müsse. Verabscheut die Juden. Verkehrt außer mit Seinesgleichen noch mit Pastoren, die er aber durchaus nicht als ebenbürtig ansieht. Liest in der Zeitung nur die Familien- und Hof-Nachrichten. Verständigung mit Andersdenkenden ist von vorneherein ausgeschlossen. Bei dem Wort „Fortschritt“ kommt ihn ein Ekel an.

2. Der Frei-Conservative. Zeitgemäß angehaucht; möchte wohl, aber kann nicht; — eine Art Kautschukmann. Sieht z. B. ein, daß etwas gethan werden muß zur Aus-

gleichung der vielfachen Nothstände, wagt aber nichts Ernstliches in Vorschlag zu bringen. Steht an der Wende einer neuen Zeit, ohne diese zu überschreiten. Hält den Fürsten Bismarck für ein Mitglied seiner Partei und sagt deshalb zu allen Sachen ja. Schwört auf die Vortrefflichkeit der Staatseinrichtungen, obgleich er weiß, daß viele geändert werden müßten. Der Zeitströmung gemäß macht er sich nach unten hin so beliebt wie möglich.

3. Der National-Liberale. Siehe Nr. 2, jedoch von links betrachtet. Man stelle sich zwei gleiche Figuren vor, von denen der Frei-Conservative von rechts beschienen wird und daher an der linken Seite Schatten hat, — während der National-Liberale seine Sonne von links erhält und nach rechts Schatten wirft.

4. Der Freisinnige. Besteht aus den edelsten der Nation. Erstes Erforderniß: Haß gegen die Conservativen. Ist ein Freund der Theorie und erwärmt sich besonders für solche Dinge, welche die Zeit nicht brauchen kann. Wie kommt das? . . . Sie sind sein Prinzip! Die Offiziere sind ihm ein Dorn im Auge, und er betrachtet sie als Leute, die nicht arbeiten, während er der Ansicht ist, daß Handelsleute und Börsenmänner sich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen. Von der Regierung wünscht er nur Eins: Alles gehen lassen, wie es will. Das bedeutet „Freiheit“. Wer Das nicht will, ist Anhänger der „Reaktion“. Reaktion ist ein fluchwürdiges Verbrechen und kommt gleich nach dem Todtschlag. Da die Regierung nicht thut, wie er will, so ist sie sein persönlicher Feind; er betrachtet sie als außerhalb des Volkes stehend und als grausame Unterdrückerin des Letzteren. Das ist das Schlimme: diese Regierung handelt nach ihrem eigenen Ermessen! Es sind Menschen dort oben, die auch zuweilen denken! — Denken?! Abscheulich! — Der Freisinnige ist ein Verfechter der Individualität, diese soll überall zur Geltung kommen, jede Uniformirung ist ihm ein Greuel, — — aber da oben? Ja, Bauer, das ist ganz

was Anderes! — Und wie sollen denn diese Regierenden beschaffen sein? Nun, so ähnlich wie Hampelmänner aus Pappe, die tanzen, wenn man unten zieht . . .

Uebrigens, — Syrup nimmt er aus der Hand. Der Freisinnige ist auch fromm, — er bekreuzt sich vor dem Worte „Verfassung“. Er liebt die Juden, die er heilig hält, wie die Nilbewohner das Krokodil.

5. Das Centrum. Ein Staat im Staate, und zwar ein Kirchenstaat. Nimmt die verschiedensten Gestalten an. Bald ist er ein Granitblock, bald ein Alal. Auch mit einem Schneeball ist er zu vergleichen, der immer mächtiger wird, je freiere Bewegung man ihm gestattet. Es ist nun die Frage, ob er schließlich das Thal mit seiner Last begraben oder — ob er vor der Sonne schmelzen wird.

6. Der Sozialdemokrat. Der böse Mann aus dem Märchen, welcher sich einen langen Bart wachsen läßt und Kinder schlachtet. Seine Verblendung ist groß, die Furcht vor ihm noch größer. Es ist scharf zu unterscheiden zwischen dem Sozialdemokraten im Parlament und im Volk. Ersterer ist ein feiner Mann, dessen Geschäft gut geht, trotzdem er zuweilen ausgewiesen ist. Macht einen großen Unterschied zwischen seiner Lebensweise und der, welche er vom Menschen fordert. Er wird erst dann ganz seinen Anschauungen gemäß leben, wenn die Sozialdemokratie überall gesiegt hat. Da dies zu seinen Lebzeiten wahrscheinlich nicht eintritt, so ist er fein heraus. Das sozialdemokratische Volk glaubt Alles, was seine Führer ihm vorreden, die idealst angelegten Naturen in Deutschland!

Als ich einer Verhandlung des Reichstages beizuohnte, wurde gerade der Postetat erledigt. Lange schon hatten die Parteien, die ja alle außerordentlich groß — im Versprechen sind, den niederen Postbeamten den Mund wässerig gemacht mit in Aussicht gestellten Gehaltserhöhungen. Hunderte von Familien hatten auf diesen Tag geharrt wie auf ein Fest. Er kommt — und die Verhandlung geht zu Ende, ohne

daß auch nur eine Partei das Wort ergriffen hätte zu Gunsten der betreffenden Beamten. Dagegen schlief eine große Anzahl der erhabenen Volksvertreter den Schlaf des Gerechten. Was war das auch für eine Sorte, die niederen Postbeamten! Zum Wählen gut genug, und darin hatten sie auf die Versprechungen hin ja ihre Schuldigkeit gethan. Als sie da so bedächtig saßen, die großen Herren, schwatzten oder schliefen, da dachte ich bei mir: Es gab auch einmal etwas wie Menschenliebe, das heißt aber jetzt Wahlspekulation.

Viertes Kapitel.

Allerlei von der Straße und vom Volk.

Eines Tages schlenderte ich Vormittags 10 Uhr in Berlin die Friedrichsstraße entlang und kam an einem hohen Hause vorüber, welches mit kunstvollen Malereien bedeckt war und sich als ein „Bierpalast“ erwies. Sage mir, welches die prächtigsten Bauten eines Volkes sind, und ich sage dir, weiß Geistes Kind dies Volk ist. In Berlin sind die Bierpaläste die prächtigsten Bauten. Morgens um 10 Uhr sah ich die Leute bereits hinter ihren „Seideln“ sitzen. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber dies Wort schon hat für mich einen gemeinen Klang. Mittags um 1 Uhr kam ich wieder vorüber. Noch mehr Gesichter hinter den Scheiben. Und Abends saßen sie dicht gepfercht in drei Stockwerken, so daß neu hinzu Kommende mit dem Glase in der Hand auf Fluren und Treppen Platz nehmen mußten. Doch war auch hier

nicht mehr viel Raum. Vielleicht sind die Späteren noch auf's Dach geklettert. — Einzelne verkehren zu jeder Tageszeit einmal in solchen Häusern. Dies sind die sogenannten „Bierschweine“. Ihr Leib und ihr Gesicht sind aufgedunsen, die Stirn tritt zurück, der Athem ist pustend, die Oberfläche der Haut glänzend, die Rippen sind vom vielen Trinken geschwollen. Manche von ihnen müssen sich in Wagen fort-schaffen lassen, welche eigens für sie gebaut sind. — Im Innern dieser Bierhäuser herrscht ein Athem raubender Cigarrenqualm und Bierdunst. Das ist ihre geliebte Atmosphäre. Hier sitzen sie stundenlang, und die Wirkung des Getränks äußert sich auf verschiedene Weise. Die Einen werden redselig und fangen philosophische und politische Gespräche an; Andere blicken still, in sich versunken, auf ihr Bierglas, mit stierem Blick und schwachen Fallversuchen. — Man sollte denken, es müßte ein Leichtes sein, solche Leute zu besiegen, aber es bleibt ihnen leider immer noch ein Theil ihrer physischen Kraft, der nur sehr allmählig unter ihrer ungesunden Lebensweise schwindet.

Ein anderes Mal, — es war Sonntag Nachmittag — saß ich auf einer Bank unter den Binden und beobachtete das aus der Stadt in den Thiergarten strömende Volk der niederen Stände. Du lieber Gott, — welche Typen! Welche Trachten! Die Männer in langen, schwarzen, offenen, bis über die Kniee reichenden Röcken, schritten krummbeinig und scheußlichen Tabak rauchend neben abgelebten, abgehärmten Frauen (nach dem Gang zu urtheilen, ebenfalls krummbeinig) und blöde dreinschauenden Kindern. Die Frauen, anstatt sich ihren Verhältnissen entsprechend einfach und geschmackvoll zu kleiden, ahmten mit unzulänglichen Mitteln und noch unzulänglicherem Geschmack den vornehmen Damen nach. Wenn nur irgendwie ein altes Stück Atlas oder Sammt auf-

getrieben werden konnte, das mußte zum Sonntagsstaat verwandt werden. Die Hüte saßen schief auf dem Kopf und waren nicht abgebürstet, die Zähne meist sehr defekt, die Wangen eingefallen. Kleine Knaben trugen hohe, schwere Stiefel und hatten schmutzige Nasen. Doch wurden sie sehr von ihren Vätern geliebt, welche sie an der Hand hielten oder auf dem Arm trugen. Manche Familien gingen neben einander, Hand in Hand, so daß sie die ganze Breite des Mittelweges einnahmen. — Etwas später kamen die Schaaren des mittleren Bürgerstandes. Junge Mädchen, welche ihre Hüte spazieren führten, zu zweien, dreien und vieren Arm in Arm; würdevolle Väter mit ernstern Gesichtern, dicke, watschelnde Mütter, Jünglinge, die sich sehr fein vorkamen und mißvergnügt aussahen, Soldaten in ihren steifen Uniformen, wie von Holz geschnitten. — Die meisten Familien trugen Packete oder Taschen mit Kuchen oder Abendbrot bei sich, welches sie im Schweiß ihres Angesichts hinausschleppten, um es draußen zu verzehren. Daß die Männer den Frauen ein Packet abgenommen hätten, das kam nicht vor. O glückliches Volk, zu dem die Galanterie gegen das weibliche Geschlecht noch nicht gedrungen ist! — Die Wohlhabenden übrigens von diesen Spaziergängern lassen sich in Restaurationsgärten Kaffee zu ihrem Kuchen geben. Den übrigbleibenden Zucker stecken sie in die Tasche.

Das ist also das Volk! dachte ich. Aber ich wollte es noch näher kennen lernen. Ich belauschte ihre Reden. Im Gehen sprachen sie fast gar nicht, und man sah es ihnen an, daß sie auch an nichts dachten. Eine Ausnahme bildeten die jungen Mädchen, welche sich von Liebschaften unterhielten, was schon von Weitem ihre strahlenden Gesichter anzeigten. Wenn die Familien seßhaft geworden waren, wurden Worte über die gleichgültigsten, nächstliegenden Dinge gewechselt, über das Wetter, die Bäume und Häuser. Auch die Kleider und Dienstmädchen mußten herhalten. Gespräche über ernste Dinge des täglichen Lebens habe ich nicht vernommen. Alles

in Allem war mein Resultat folgendes: Ein Volk, ganz befangen in seinen kleinen, täglichen Erlebnissen, unfähig, höhere Gedanken zu fassen, — eine Wenigkeit von Geist in mangelhaft gestaltetem Körper.

Ein Veierkastenmann ging eines Wochentags vor mir her. Ich folgte ihm, um zu sehen, wo er mit seinen Trabanten, einem ganzen Schaar größerer und kleinerer Kinder, blieb. An einer Hausflur angelangt — es war rührend, zu sehen, mit welcher Zuneigung die Kleinen ihn begrüßten, ihm seine Drehorgel tragen halfen und vor Freude an ihm hoch sprangen — trat ein 6—7-jähriger Knabe vor ihn hin und sagte geheimnißvoll in seinem Berliner Dialekt: Hier jeh'n Se rin, da jibt's immer wat! Der Veierkastenmann zögerte einen Augenblick, dann trat er durch den Hausflur in den Hof, — die Kinder und ich hinterher. Und nun begann ein regelrechter Ball unter der Jugend, selbst die Kleinsten, Zweijährigen drehten sich im Takt nach den gerade modernen Gassenhauern. Sie gaben sich dem Genuß dieser gräulich trivialen Musik mit Wonne hin und es war niedlich anzusehen, dies Leben auf dem unfreundlichen, nicht eben sauberen, von riesigen Häusermauern umgebenen Hof; sie waren allerliebste, diese strahlenden Mädchengesichter, diese schwebenden Figürchen. Bald zeigten sich — besonders weibliche — Zuhörer an den Küchen- und Hinterstuben-Fenstern, und nach einer Weile fielen kleine Münzen, in Papier gewickelt, auf das Pflaster des Hofes. Da paßten schon wieder andere Kinder auf, stürzten auf die Spenden zu, die sie getreulich dem Veierkastenmann übergaben. Sie konnten sich nicht genugthun in dieser Hülfeleistung, und nicht einmal habe ich bemerkt, daß etwa ein Kind versuchte, das aufgenommene Geld für sich selbst zu behalten. Der Orgelspieler aber ging schmunzelnd mit seinem Erspielten von dannen.

Es ist doch eine gutmüthige Rasse! dachte ich bei mir.

Aber schwermüthig! Grauenhaft schwermüthig! Sie verstehen nicht, das Leben zu genießen, wie es sich ihnen bietet, — sie wollen, es soll sich ihnen so bieten, wie sie es zu genießen wünschen! — Da lernte ich ein junges, bleiches, großäugiges Mädchen kennen, die in einer Fabrik arbeitete. Sie war Waise und trotz ihrer schlechten äußern Lage tugendhaft geblieben, weil sie ein festes Gottvertrauen und Scheu vor den göttlichen Geboten besaß. Ihre Schwester dagegen war ein öffentliches Mädchen. Obwohl sie dies auf's Tiefste beklagte, verließ sie doch diese Schwester in der Noth nicht. Sie ging zu ihr, brachte ihr von dem mühsam erworbenen Verdienst, und wenn sie nichts Anderes thun konnte, so betete sie für die Verkommene.

Dies gute Mädchen glaubte einen Anfall von Brustkrankheit zu empfinden und begab sich daher zu dem Arzt, welcher für die Mitglieder ihrer Krankenkasse bestellt war. Sofort, zu ihrem Unglück, verliebte sie sich in ihn, und er sich in sie. Er war Wittwer, hatte einen reizenden dreijährigen Knaben und hätte gewiß nicht wieder geheirathet, da er seine Frau nicht vergessen konnte. Aber dies Mädchen erinnerte ihn an die Verstorbene auf eine so auffallende und ihn so rührende Weise, daß er sie vom ersten Augenblick an lieb gewann.

Ihre Krankheit war noch nicht weit vorgeschritten, sie mußte öfter zu ihm kommen, und bald fühlte sie sich gesunder. Alle Sonntage spielte sie mit dem kleinen Sohn des Arztes und ging auf den Friedhof, um das Grab der verstorbenen Frau zu besuchen. Es war für dies stille Mädchen eine glückliche Zeit.

Eines Tages war der Arzt sehr traurig gestimmt. — Hast du eine Schwester? fragte er. Ein fürchterlicher Blick der Armen war die Antwort.

Nach einigen Tagen sagte er ihr klar, daß er sie — wegen ihrer Schwester — niemals heirathen könne, daß sie

aber . . . Er schlug ihr vor, seine Geliebte zu sein. Er wolle ihr das Leben so angenehm wie möglich machen, und bis zu seinem letzten Athemzug werde er ihr die Treue bewahren.

Da zog sie sich zurück und kehrte nicht wieder. Ich sah sie fast täglich, wenn sie von der Fabrik kam. Ihre Wangen wurden wieder bleich und eingefallen, ihre Augen glänzend. Man merkte es wohl, daß sie schwindsüchtig war. Aber sie nahm nichts von ihrem Freunde an. Ihr ärmliches Dasein lebte sie weiter, und ihr einziger Wunsch war der Tod. Er, der Geliebte, war ihr Kassenarzt, — zu einem andern konnte sie wegen ihrer Armuth nicht, — ihm aber ging sie, wie der Versuchung, aus dem Wege. Ihre letzten Sorgen galten der Schwester.

Ob sie noch lebt? Ich weiß es nicht. Sie hatte ein tiefes Gemüth, sie liebte den Mann leidenschaftlich, aber sie las ihre Gebote, sank nieder vor dem Kreuz ihres Gottes und — starb.

Bei Beginn des Winters führte mein Weg mich in eine am Thiergarten liegende, vornehme Straße. Es mochte 8 bis 9 Uhr Abends sein. Der unfreundliche, entblätterte Wald ließ die zum Theil erleuchteten Menschenwohnungen um so behaglicher erscheinen. Vor einem großen Hause hielt ein Miethwagen. Da — als ich gerade vorübergehen wollte, schritt ganz allein eine duftige Mädchengestalt, aus dem Hause kommend, an mir vorüber und auf den Wagen zu. Sie mußte wohl einer sehr vornehmen Familie angehören, ihr ganzes Wesen verrieth dies. Ihre entzückenden Augen ruhten einen Augenblick auf mir, — ich fragte mich: Ist dies ein menschliches Wesen mit menschlichen Gebrechen und Fehlern, — oder ein überirdisches, engelhaftes Geschöpf? Nirgends ein Fleckchen an ihr, das unschön gewesen wäre, — die

zarteste Haut, die lieblichsten Formen, korallenrothe Lippen und die schönsten Zähne, weßliges, ungezwungen fallendes Haar und ein paar Augen Ja, diese Augen ließen mich stillstehen und nachdenken. Sie paßten mit ihrem elegischen Ausdruck zu der ganzen Erscheinung, — obwohl ich einen Augenblick dachte, wie reizend sie erst sein müßten in Fröhlichkeit und Glück! Das junge Mädchen setzte sich in den Wagen und wartete. Ich fand es seltsam, daß man sie so allein vorausgehen und warten ließ. Vielleicht hatte sie es nicht gut in ihrem Elternhause — — gewiß aber liebte sie das gesellschaftliche Treiben nicht und war froh, aus demselben entfliehen zu können. Daher wohl hatte sie sich so sehr beeilt, das Freie zu gewinnen. Vielleicht hat sie eine junge Stiefmutter, dachte ich, und einen Vater, der sie zurücksetzt, der reichen Frau gegenüber, welche ihm, dem Egoisten, Wohlleben in's Haus brachte durch ihren Reichtum, ... vielleicht muß diese junge Knospe auf ein trautes Liebesglück verzichten, weil die bescheidenen Verhältnisse des Bewerbers nicht mehr passen zu dem neuen Glanz, welcher dies Haus umgibt Das Alles malte ich mir so aus, als ich, an das Gitter eines Vorgartens gelehnt, auf den Wagen sah, in welchem das junge Mädchen Platz genommen hatte, von dem ich nur einen Theil seines duftigen, hellen Kleides und die Spitze des zierlichen Fußes erblicken konnte.

Da trat ein Paar aus dem Thorweg. Eine kleine, starke Dame in mittleren Jahren, im Gegensatz zu dem einfach gekleideten jungen Mädchen in einer überladen reichen Tracht, geschmückt mit einer Fülle von Edelsteinen, die unter dem pelzgefütterten Umhang an Hals, Armen und Busen hervorschimmerten. Dies Alles zu bemerken war das Werk eines Augenblicks, dann blickte ich auf und sah ein von Gesundheit strotzendes, selbstbewußtes Gesicht, — seinerseits aufschauend zu dem daneben schreitenden Manne, einem feinen Herrn, dem man den Offizier außer Dienst ansah und dessen

geröthetes, etwas weinseliges Gesicht von dem guten Mahl zeugte, das er soeben genossen. Von rückwärts bemerkte ich seinen Stiernacken, ein lebendiges Zeichen üppiger Lebensweise und rücksichtsloser Eigensucht. Die Art, wie er jetzt seiner Gattin in den Wagen half; wie er darauf, um doch Alles mitzunehmen, noch ein paar Züge aus der vorzüglichen Cigarre that und sie dann von sich warf; die wenigen, zu dem Kutscher gesprochenen Worte, den er ohne Veranlassung barsch anfuhr; — diese Beobachtungen ließen mich einen tiefen Einblick thun in den Charakter des Mannes, der trotzdem die Aehnlichkeit mit seiner engelhaften Tochter nicht verleugnen konnte, wie auch die verhältnißmäßig noch jugendliche Frau ganz gewiß die Stiefmutter der Kleinen war. Mir kam es in diesem Augenblick gar nicht seltsam vor, daß ich diese Beziehungen so richtig geahnt hatte. Ich schritt weiter und dachte nur immer an das verhärtete Herz dieses Mannes und sah eine ganze Nation auf der Jagd nach materiellen Genüssen, und in dem kahlen Park tanzten sie alle um mich herum, die zahllosen steinernen Herzen, und wenn ein lebendiges Menschenherz ihnen zu nahe kam, wurde es von ihnen fortgestoßen, daß es blutend zu Boden fiel . . .

Da gibt es einen kleinen Ort in Schlesien und in dem Ort eine Anzahl großer Cigarrenfabriken. Rund um die Stadt herum wird nur Tabak gebaut, Alles lebt und ist abhängig von den Besitzern der Fabriken.

Männer, Weiber und — Kinder verdienen dort ihr Brod. Aber alte Leute gibt es nicht. Die Männer werden nicht älter als 50, die Frauen nicht älter als 40 Jahre. Das ist allbekannt. Der Tabak zerstört die Lungen und endet die Leben vor der Zeit. Und trotzdem sie dies wissen, drängen sie sich heran, um in den Fabriken zu arbeiten. Kein Mädchen nimmt eine dienende Stellung im Hause oder

bei Kindern an; denn in der Fabrik erhalten sie einen verhältnißmäßig höheren Lohn und haben die Abende, wie auch die Sonntage frei. In Spitzenkleidern gehen sie zur Arbeit. Das Leben genießen sie, wie sie nur können. Sie wissen, es währt nicht lange. Trotz allem Verdienst daher eine Fülle von Armuth und Elend. Die Männer ergeben sich dem Trunke und lassen ihre Kinder hungern, die Weiber sind nachlässig und schmutzig, die Mädchen führen ein ausschweifendes Leben. Kein Mädchen, das nicht ein oder mehrere Kinder hätte, die man oft verkommen läßt . . .

Ein Regiment Husaren steht am Ort.

So taumeln sie durch's Leben und sind froh, wenn sie tolle Augenblicksgenüsse erhaschen. Ein Lachen auf den Lippen, verkommen sie und siechen hin

Anders wie in diesen Fabrikorten zeigt sich das, was man Prostitution nennt, in dem großen Berlin. Dort im Gewand des Proletariers, der sogar unter seinen bunten Glittern sich nicht verleugnen kann, — hier elegant wie die Mode selbst. Viele sehen es nie, dies Bild einer äußerlich reichen und feinen Welt, wie es sich allnächtlich dem Beobachter zeigt. Den Gipfelpunkt erreicht dieser „Markt der Liebe“ in einem großen, prächtigen Café, woselbst Abends um 10 Uhr ein seltsames Treiben beginnt.

Wir befinden uns in einem von Gold und Krystall strotzenden Raum. Er ist fast leer. Soeben hat es 10 Uhr geschlagen, draußen ist es noch lebendig, wir aber denken an den Heimweg.

Da tritt die Erste herein, und noch Eine, — und wieder Eine. Es wird hell im Saal, die elektrischen Lichter erstrahlen. Und binnen Kurzem ist der Raum gefüllt. Prachtige Erscheinungen sind darunter, angethan mit den kostbarsten Stoffen, mit Gold und Perlen. Es sind Nachtfalter, die erst

in der Dunkelheit ihr Gefieder ausbreiten, es ist eine Welt für sich, ganz verschieden von der des Tages. Für diese kurze Stunde schmücken sie sich auf's Reichste, fliegen an's Licht, um bald wieder zurückzuflattern in ihre Schlupfwinkel. Stolze, üppige Weiber, mit herausfordernden Blicken die vorhandenen männlichen Opfer sowohl als ihre Genossinnen mustern, geübt in ihrem Beruf und bei aller Dreistigkeit vorsichtig, damit sie sich nichts der Polizei gegenüber vergeben . . . Junge, von Lebenskraft strotzende Geschöpfe, den Zug des Uebermuths um den Mund, — sich gegenseitig zurufend, wie gestern der Verdienst gewesen; ohne solche Aeußerung würde man ihnen kaum nahe zu treten wagen, aber mit diesen Worten fällt der Zauber von ihrer Schönheit . . . Oder abgehärmte, verlebte, angemalte, die neidisch jeden Blick verfolgen, den eine Andere erhält, . . . oder ein scheues, bescheiden in einem Winkel sitzendes, einfach gekleidetes Wesen mit lieblichen Zügen, das erst kurze Zeit diese Wege wandelt . . .

Und paarweise, mit einem Freund zur Seite, verschwinden sie. Viele haben „Glück“, Viele kommen vergebens und schweben draußen ängstlich auf und nieder in den Straßen, bis das Frühlicht sich ankündigt und sie vertreibt.

Die Prostitution gedeiht in allen großen Städten und, weniger bemerkbar, auch an kleinen Orten und auf dem Lande, — aber es ist charakteristisch, wie sie sich hier in der beschriebenen Weise breit macht. Der Deutsche ist zu plump und nicht gewandt genug. Wo anders vermengt sich das mit dem täglichen Leben und wird kaum bemerkbar. Hier stellt sich's ohne Weiteres hin und spricht: Da bin ich. Man ist zurückgekehrt zu gewissen Zeiten des Mittelalters, wo sich, wie man sagt, in südlichen Ländern Derartiges gezeigt haben soll.

Fünftes Kapitel.

Allerdurchlauchtigste Stiefelabläke.

Auf Kleinigkeiten legen die Deutschen den größten Werth, — an großen Dingen gehen sie vorbei, ohne sie zu beachten und ohne sie zu verstehen. Diese letztere Behauptung glaube ich an anderen Stellen genügend zu beweisen; ich will jetzt einmal von der Kleinlichkeit unserer Nachbarn sprechen.

Das Aeußerlichste, Gleichgültigste wird als etwas ungeheuer Wesentliches angestaunt; besonders lächerlich zeigt sich diese Eigenschaft, wenn man auf zwei Dinge kommt: auf fürstliche Personen und auf das Theater.

Man kann es verstehen, wenn Interesse für die wichtigen Arbeiten der Fürsten vorhanden ist, aber dies Rechzen nach „Hofklatsch“ ist mir, als dem Angehörigen einer demokratischen Nation, unverständlich. Was unsere Minister gethan zum Heile des Landes, das möchte auch ich erfahren, — ja es freut mich sogar, an den hauptsächlichsten Familienereignissen dieser Lenker des Staates im Geiste theilzunehmen, und wenn einer der Herren einen bezeichnenden Ausspruch gethan oder einen guten Witz gemacht hat, so höre ich gern davon. Dagegen ist es mir vollkommen gleichgültig, was der Minister K. heute zu Mittag gegessen und ob der Großonkel der Frau des Ministers N. diese voraussichtlich im Herbst oder erst im nächsten Frühjahr mit seinem Besuche beehren wird. Auch kann ich mich ruhig zu Bett legen, ohne erfahren zu haben, daß der Präsident der Republik mit seinem Friseur huldreichst vom Wetter gesprochen und dabei — wäre es möglich? — gelächelt haben soll wie ein anderer Mensch! Auch die Verdauung des Ministers Z.

würde mir nur dann Interesse abgewinnen können, wenn diese Störungen auf den Gang der Staatsmaschine von nachweisbarem, Einfluß sein sollten, — was ja bei der Wichtigkeit der in Betracht kommenden innern Organe immerhin denkbar.

Anders der Deutsche, an dem große Thaten seines Beherrschers oft spurlos vorübergehen, der aber ein tiefes Gefühl hat für allerdurchlauchtigste Stiefelabsätze. Und dabei werfen sie mit erschrecklich vielen Superlativen um sich. „Allergnädigst“ geruhen die „allerhöchsten“ Herrschaften, die „allerunterthänigste“ Huldigung ihrer „allergetreuesten“ Diener entgegenzunehmen. Diese Worte bezeichnen recht deutlich, welche tiefe Kluft zwischen Fürst und Volk besteht und daß ein freies Wort nur in seltenen Fällen möglich, — auch dann noch umrahmt von allerhand abschwächenden, demüthigen Zuthaten. Das ist in heutiger Zeit, wo selbst die Fürsten in ihrer größten Mehrzahl nur „Menschen“ sein wollen, nicht Schuld dieser Fürsten, sondern Schuld des „in Demuth ersterbenden“ Volkes. Soviel auch von einem herzlichen Verhältniß des Volkes gegenüber den Fürsten gefaselt wird, — dies ist höchstens in der Vorstellung, in der Entfernung vorhanden. In der Nähe wird bei noch so viel Herablassung immer die „heilige Scheu“ einen unbefangenen Verkehr verhindern.

Diese heilige Scheu ist in gewissem Grade dem Oberhaupt eines großen Staates, einem Kaiser oder König gegenüber erklärlich und nicht verwerflich, denn es ist an und für sich etwas Heiliges, Großes, der Venter eines mächtigen Volkes zu sein. Soweit also die freie Aussprache in diesem Falle nicht gehindert wird, muß das Gefühl der Ehrfurcht vor dieser Persönlichkeit vormalten und auch zum Ausdruck gelangen. Auch die Genossin auf dem Thron, die Mutter der Wittwen und Waisen, die Pflegerin der Barmherzigkeit, — auch sie darf eine größere Ehrerbietung als andere Menschen beanspruchen, obwohl im Verkehr mit diesen beiden

Personen eine ganze Reihe von Floskeln fallen könnte. Das ist es ja überhaupt, was ich hier betonen will: ich habe nichts gegen die Verehrung, sondern nur gegen die „Vergöttlichung“ der Herrscher und ihres ganzen Anhangs. Die Uebertreibung ist es, welche mich so seltsam berührt, das Hervorheben von Neußerlichkeiten, wodurch dann die Wechselbeziehungen zwischen den in Rede Stehenden einen so unnatürlichen Anstrich erhalten. Daß man beim Betreten eines fremden Zimmers den Hut abnimmt, ist selbstverständlich, doch ist es nicht nöthig, um seine Achtung vor dem Bewohner des Zimmers zu bezeugen, daß man auf dem Bauche über die Schwelle rutscht. Diejenigen, welche behaupten, dies erhöhe den Glanz des also Verehrten, würden ungefähr einem Menschen ähneln, der einem Dichter nicht so durch das Lesen seines Werkes zu dienen meint als durch einen kostbaren Einband, den man kaum zu öffnen wagt.

Ferner ist es sehr schön, einen mächtigen Fürsten zum Gönner zu haben, — aber in Wonne zerfließen und noch acht Tage nachher vor Aufregung nichts essen, wenn der Prinz zu Klopstein-Kieselgang-Mumm mich mit unverkennbaren Zeichen seiner gnädigen Gesinnung nach meinem Befinden gefragt hat, — was für ihn ungefähr soviel bedeutet, als wenn er sich schneuzt, — nein, dafür wäre ich nicht geschaffen. Ich habe eine Frau aus dem Volke kennen gelernt, welche mit großer Unermüdlichkeit zu Geburtstagen einer fürstlichen Frau und deren Familie gratulirte, trotzdem sie in keinerlei Beziehungen zu derselben stand. Als sie die fünfundzwanzigste Antwort — kurze Zeilen des Dankes, geschrieben von einem Sekretär, unterschrieben vom Kammerherrn — erhalten hatte, da ließ sie alle diese nach ihrer Meinung überaus werthvollen Briefe neben einander unter Glas und Rahmen setzen. Dies große „Bild“ ihrer Beziehungen zur fürstlichen Familie wurde dann in die Fußstube über das Sopha gehängt.

In der Zeitung steht nicht: Gestern vereiste die Prin-

zessin K. mit ihrer kleinen siebenjährigen Tochter nach N., — sondern: Ihre Durchlaucht, die Frau Prinzessin K., Gemahlin Seiner Durchlaucht des Prinzen A. von A., berührten am 1ten Nachmittags 3 Uhr, auf Hochdero Reise nach N. mit der hohen Prinzessin Tochter, den hiesigen Staatsbahnhof . . .

Hohe Prinzessin Tochter! Armes kleines Mädchen! Wirßt du je eine Freundin haben?

Oder man liest in einem als demokratisch bekannten Blatt Folgendes: Als der Eisenbahnzug, in welchem Ihre . . . nach Berlin zurückfahren, auf der Station K. anhielt, spielte sich vor den Augen der freudig erregten Menge ein rührendes Bild fürstlicher Einfachheit und Genügsamkeit ab. Die hohen Damen ließen sich ein Frühstück, bestehend aus Bier und belegten Butterbroden, in den allerhöchsten Salonwagen bringen und verzehrten dasselbe anscheinend mit dem größten Appetit!

Das sind so einige Beispiele von dem Zeitungsstyl bei derartigen Gelegenheiten. Daß alle Prinzessinnen auf der Welt mindestens das Prädikat „lieblich“ erhalten, ist selbstverständlich, und wenn die Natur diese jungen Mädchen mit noch so spärlichen Reizen ausstattete. —

Was dann das Kapitel der fürstlichen Aeußerungen betrifft, so dürfte es doch nur natürlich sein, wenn auch fürstliche Personen hie und da eine Bemerkung oder einen Witz machen, die, im Fluge des Augenblicks entstanden, keinen Anspruch erheben auf Bedeutung, ja, vielleicht sogar herzlich unbedeutend sind. Für die Wiedergabe solcher Aussprüche und Scherze jedoch findet sich stets ein Platz in den Zeitungen, desgleichen für die schmeichelhaften Bemerkungen, welche die Redakteure dazu verfassen. Du mein Gott! Welcher Mensch hätte nicht schon einmal etwas Dummes gesagt! Aber muß es denn gleich gedruckt sein?

Ein ähnlicher Kultus wird mit den Schauspielern getrieben.

Die Schauspieler und besonders die Schauspielerinnen interessieren bei weitem mehr als die dramatische Kunst selbst. Während diese Letztere überhaupt lange nicht genug gewürdigt wird, gibt es gewisse Kreise, wo man unbedingt jeden Morgen beim Kaffee über alle Neuigkeiten, welche mit dem Theater zusammenhängen, unterrichtet sein muß. Verständniß für die werthvollere dramatische Kunst ist bei diesen Leuten auch nicht vorhanden, aber sie „interessiren sich für's Theater“. Sie wissen über die Familien- und anderen Verhältnisse der Bühnengehörigen genau Bescheid und die Scheidung des Tenoristen Quetschkowsky von seiner Gattin nimmt ihre Gedanken mehr in Anspruch als die eigenen häuslichen Angelegenheiten. Stirbt ein einigermaßen unbekannter Schauspieler, so gibt es endlose Nekrologe und vor allen Dingen „Anekdotchen“ über ihn in den Zeitungen. Das zieht sich so hin, bis wieder der Schmerz eines derartigen Todesfalles die Welt erschüttert, so daß dieser Rubrik nie der Stoff fehlt. — Da dringt in das Publikum die Kunde von einem Streit zwischen Sängerin und Direktor. Selbstverständlich sind die Sympathieen immer auf Seiten der Sängerin, — oder diese müßte sehr wohlhabend und gut bezahlt sein, dann freut man sich, ihr etwas anhängen zu können. Die Korrespondenz zwischen den Streitenden geht wörtlich in die Zeitungen über, — wie die der gekrönten Häupter. Besonders die demokratischen Zeitungen sind auch hierin wieder groß. Ich weiß nicht, wie das kommt, aber es ist Thatsache. Die Frage, ob der Hervorruf auf dem neuen K-Theater gestattet sein werde oder nicht, wird in kleinen Notizen mindestens für 3—4 Nummern verwerthet. So hängen diese Leute am Kleinlichen, denn es ist nicht das „Interesse für's Theater“, sondern das Interesse für die Kleinheiten desselben, welches so unnütz erscheint. Dagegen wird es nicht einmal, sondern hundertmal vorkommen, daß für wirklich bedeutende Beiträge in den Zeitungen „kein Raum“ und, sie zu lesen, „keine Zeit“ ist.

„Keine Zeit“ ist überhaupt neuerdings ein Charakteristikum, besonders für den deutschen Großstädter. Kein Mensch hat Zeit für Dinge, welche wahrhaft werthvoll für das Leben sind, und vielleicht ist das ganze Berufs-Dasein eines Solchen eine einzige Werthlosigkeit!

Schließlich zwar kommt's darauf hinaus, daß sie Geld verdienen wollen, um sich und die Ihrigen zu ernähren, — da ist auch das Nutzloseste nützlich genug. An den gehaltensten Dingen läßt sich ja eine Seite entdecken, welche einen gewissen Werth hat. So bereichert der Briefmarkensammler, der gerade in Deutschland unglaublich viel Geld und Zeit für jene abgenutzten Papierstückchen hingibt und sich stolz, mit sehr wichtiger Miene, als Anhänger einer neuen „Wissenschaft“ fühlt, seine geographischen Kenntnisse. Wenn Montevideo neue Marken in roth ausgibt, die früher blau waren, so ist der Mann genöthigt, in seinem Atlas nachzusehen, wo Montevideo liegt. Das ist von offenbarem Nutzen.

Der Skat-Klub X. X., welcher seinen Theilnehmern ebenfalls viel Geld und Zeit kostet — um sich eine Schiller'sche Tragödie anzusehen, hat man vielleicht weder Zeit noch Geld — tröstet sich damit, daß durch die Abnutzung der Spielkarten den betreffenden Fabriken, wo dieselben angefertigt werden, ein Verdienst erwächst, — oder daß die Spieler während ihrer „Sitzungen“ nichts Schlimmeres als Skat spielen thun können. Der Mann, welcher einen gräulichen Schund zu billigen, aber noch immer viel zu hohen Preisen in einem eleganten Laden verkauft und das Publikum durch alle möglichen Kniffe zu dem ihnen verderblichen Kaufe lockt, — dieser Edle verdient in solch' hohem Beruf den Lebensunterhalt für seine Familie und „beschäftigt“ noch eine Anzahl Verkäufer oder Verkäuferinnen, vielleicht auch einen Buchhalter und einen Correspondenten, mit denen er von früh bis spät „arbeitet“.

Ein Gleichniß fällt mir dabei ein. Da steht der Kolos von Rhodos. Ueber eine Meerenge spreizt er seine Beine

und sieht aus, wie ein gewaltiges Bild von Erz, das den Boden unter sich erdrücken könnte. Bei näherer Betrachtung ist er ganz einfach von Pappe. Das verstimmt.

Sechstes Kapitel.

Die Mode.

Seit langer Zeit schon kommt für Deutschland alles Gute von den Franzosen, — neue Ideen, neue Bücher, neue Moden. Wenn man glaubt, das sei jetzt anders geworden, so irrt man sich. Das Französische wird in Sprache, Sitte, Kunst und andern Dingen dem Deutschen vorgezogen, trotz der Lehre vom „Erbfeind“, die in den Schulen gepredigt wird. Man fängt zwar jetzt an, zu teutonifiren, verdeutscht Tischkarten, Fremdwörter u. s. w., aber das hat nichts auf sich, das that man schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und doch ist's noch nicht anders geworden. Der Barbarismus und die damit verbundene, oft übertriebene Hochachtung vor fremdländischem Wesen stecken eben zu tief in der Nation. Jene Neußerlichkeiten, als: französische Benennung von Hotel, Restaurant, Café, Confection pour dames, Nouveauté, Haute nouveauté, — dies Alles ist schon beredt genug.

Von den Gasthöfen sind es besonders die großen, welche sich unter einem französischen Namen sehr fein vorkommen. Ein „Hôtel du Nord“ gibt es in fast jeder Stadt Deutschlands. In Berlin aber wimmelt es von „Grand hôtel“ und „Grand restaurant“. Ein bisher ehrlich Thiergartenhotel benannter Gasthof nennt sich nach seinem Neubau „Grand Hôtel Bellevue“. Dies Alles in der Hauptstadt des Teutonen-Reiches, unter den Augen der obersten Gewalten.

Allgemeinere Bezeichnungen für Hotels, wie Central, Continental, Monopol, sind ihrer internationalen Bedeutung halber schon eher begreiflich, und ich schlage zur Vervollständigung dieser Art noch vor ein „Capitol-“, „Stearin-“ und „Staniol-Hôtel“.

Ueber die französische Kunst in Deutschland an anderer Stelle. Es ist dies ein Punkt, an dem wir schon jetzt einsetzen müssen, um dies Volk immer mehr beherrschen zu lernen. Eine zweite, fast ebenso wichtige Gelegenheit bietet uns die Mode.

Der Deutsche trägt nämlich nicht, was ihn kleidet, sondern was „Mode“ ist. Eine dicke, tonnenhafte Schlächterfrau mit einem kleinen spitzen Capote-Hütchen, das sie nach unten um's Doppelte auseinander zerren muß, weil es sonst nicht auf ihren unglaublich dicken Kopf geht, — oder ein 35—40-jähriges Fräulein mit langen Hängebändern am Hut, — schwere, riesige Frauen mit kleinen, zierlichen Häkchen unter den Stiefelchen, — und dergleichen Erscheinungen mehr sieht man jeden Tag auf der Straße.

Alengstlich klebt besonders die weibliche Welt an der jeweiligen Mode aus Paris. Der Deutsche hat keinen selbstständigen Sinn für fleidsame Tracht. Die Kaufmannswelt wartet in jedem Winter und Sommer zunächst ab, was die neue Mode aus Paris bringt, danach richtet sie ihre Vorräthe ein. Will man in Paris, daß viel Band verbraucht wird, so tragen die deutschen Damen viel Band auf den Hüten; sollen jedoch Blumen an den Mann gebracht werden, so trägt man halt in Deutschland Blumen. Nichts einfacher als das. Die Schneider und Hutfabrikanten reisen in jedem Jahre mindestens zweimal nach Paris, um selbst ihren Bedarf, besonders „Modelle“, zu bestellen. Diese Modelle, Hüte wie Kleider, werden in Deutschland zu fabelhaften Preisen verkauft, nachdem sie vorher mit einer Alengstlichkeit geheim gehalten sind, als gälte es die Wahrung eines Staatsgeheimnisses. Niemand kann diese Modelle dort nachahmen,

so viel Mühe man sich auch gibt. Man kann sie höchstens copiren, aber nicht selbstständig etwas Aehnliches, Geschmackvolles schaffen. Und dann erhalten diese schönen Exemplare dieselben Namen wie in Frankreich. Man trägt in Deutschland mit Wonne eine „Façon Boulanger“, „Sarah Bernhardt“ und Aehnliches. Ja, über den Geschmack läßt sich nicht streiten, aber lächeln muß der Franzose, wenn er dies sieht.

Wie die Ueberlegenheit Frankreichs auf den genannten und noch manchen anderen Gebieten, — so gilt die Ueberlegenheit Englands ebenfalls als unantastbar für die verschiedensten Dinge. „Englisches“ Garn und „englische“ Stoffe, die vielleicht England nie gesehen haben, sind in Deutschland ungeheuer geachtet. Wenn man das Gute nimmt, wo man's kriegen kann, — alle Achtung! Das ist ein Zeichen von aufmerksamem, weitherzigem Sinn. Aber auch hier klammern sie sich ängstlich an's Wort, an die Ueberlieferung und an das Urtheil der Anderen. Deshalb haben sie selbst so wenig Urtheil. Die englische Verfassung ist auch so ein Gegenstand. Sie mag eine Zeit lang für England von Vortheil gewesen sein. Aber ist es nicht ein Unsinn, zu behaupten, ein Hut, der Herrn Schulze vortrefflich paßt, müsse auch mir passen?

Siebentes Kapitel.

Die Behörde.

Obwohl man nicht behaupten kann, daß ihre Leute im Allgemeinen von großer Beweglichkeit sind, obwohl im Gegentheil der Betrieb bei einigen Behörden — auch zum Theil beim Gericht — von einer großartigen „Gemüthlichkeit“

beseelt ist, so muß man den Schaffnern und Bahnbeamten doch das Lob zollen, daß sie flink sind, aber grob; zwar nicht so grob, wie die Postbeamten, und diese wieder reichen an die Grobheit der Polizisten nicht entfernt heran.

Nehmen wir z. B. Berlin. Wehe dem, der auf's Polizeibureau muß! Auf dem Wege dorthin malt er sich bereits die gräßlichsten Scenen aus, er sieht die Blicke des notirenden Schutzmanns mit Tigerblick auf sich ruhen und hört sich kurz befehlend ansprechen, wie ein Unteroffizier es seinem Rekruten gegenüber macht. Man wage nicht, den Herrn Polizisten auf die Formen der Höflichkeit aufmerksam zu machen. Höflichkeit ist Zeitverschwendung. Allerdings mit Unterschied. Einem eleganten, zuvorkommenden Besucher gegenüber ist man doch liebenswürdig genug, ihn anzusehen und zusammenhängende Sätze zu sprechen, während man sonst nur kurze Worte ausstößt, zu deren Verständniß oft großes Combinationsvermögen gehört. Den Damen gegenüber wird, wenigstens seitens der niedern Beamten, gar kein Vorrang eingeräumt, und die Mengstlichkeit einer solchen ist nur zu begreiflich, wenn sie in dem nüchternen Polizeiraum, durch feierliche Schranken von den Herren getrennt, ausgefragt wird, während Einige von ihrer Arbeit ab und zu forschende Blicke auf die Aermste werfen, vor deren jedem sie, als vor etwas räthselhaft Drohendem, erschrickt.

Die Berliner machen ihren Schutzleuten das Leben ehrlich sauer. Die Letzteren aber geben oft die Veranlassung dazu.

Fährt ein Wagen links statt rechts, — wehe! Der reitende Schutzmann möchte den Arglosen gleich in Grund und Boden reiten. Oder ein Droschkenfutscher raucht, trotzdem es ihm verboten ist. Da begnügt sich der Schutzmann nicht damit, die Nummer des betreffenden Fuhrwerks behufs polizeilicher Bestrafung des Rosselenkers aufzuschreiben, — nein! Er schäumt vor Wuth. Er bezeichnet diese harmlose Uebertretung als „Flegellei“, und veranlaßt die Ansammlung

einer großen Menschenmenge. Das stachelt den Beleidigten in Gegenwart der Neugierigen zu bissigen Entgegnungen auf, vielleicht widersezt er sich dem immer herausfordernder werdenden Schutzmann thätlich und dann ist seine Bestrafung wegen „Widerstandes gegen die Staatsgewalt“ sicher. Dies aber ist eines der schlimmsten Verbrechen in Preußen. So werden die Leute zu Polizeihassern, deren es in Berlin eine ganze Anzahl gibt, die sich nunmehr freuen, wenn sie den Behörden ein Schnippchen schlagen können.

Der blaue Rock der Beamten ist ihnen ein Ekel. So wie sie ihn sehen, steigt ihnen das Blut in den Kopf. Bei jeder Gelegenheit machen sie sich einer „Beamtenbeleidigung“ schuldig. Und dann werfen sie sich stolz in die Brust und pochen darauf, daß sie ja auch ihre Steuer zahlten! Damit denken sie Wunder was gethan und sich den Staat sehr verpflichtet zu haben. Sie hauschen diese einfache Selbstverständlichkeit zu einer großen Gnade gegen die Regierung auf. Das ist ungefähr so wie mit den Deutschen polnischer oder hannover'scher Abstammung; wenn man sie „Reichsfeinde“ schalt, weil sie dem Reiche feindliche Tendenzen hochhielten, dann warfen sie den Tadlern mit großer Selbstverherrlichung vor, daß sie im Kriegsjahre ebenso ihre Schuldigkeit gethan hätten, wie die Anderen. Ja, mein Gott, davon sprach ja kein Mensch, und das war denn doch auch so zu sagen ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit!

Noch etwas vom Schutzmann der Hauptstadt. Er ist, wie gesagt, manchmal zu sehr bemerklich. Aber seltsam, — so oft man ihn sucht, ist er nicht da. Das ist eine bekannte Thatsache. Er taucht erst wieder auf, wenn „Alles vorbei ist“.

Auch ist er so gewissenhaft, daß er außerhalb seines „Reviers“ sich in nichts mengt. Macht man den Vorbeigehenden darauf aufmerksam, daß dort im Bierhaus ein Mann erschlagen und noch kein Schutzmann zur Stelle sei, so erwidert er achselzuckend: Dies ist nicht mein Revier, und geht weiter. Nun ja, der Mann ist ja auch todt und

selbst ein Berliner Schutzmann, der sonst Vieles kann, vermag ihn nicht wieder in's Leben zurückzurufen.

Die Behörde! Das ist ein Zauberwort in Deutschland. Das Wort hat einen Beigeschmack von steifem Rockfragen, Tintenfaß und Aktenstaub. Die Behörde erläßt „Verordnungen“, ein Wort, das wundervoll paßt zu den umständlich und feierlich stylisirten Kundgebungen der Staatsgewalt. Das Wort „Behörde“ ist aber zugleich etwas Heiliges, ein wenig in den Wolken Schwebendes. Und wer nun gar eine Anstellung bei einer Behörde erlangen kann, der ist geborgen, der ist überall angesehen und ist Rockspeise für eine Schaar von — Schwiegermüttern!

Achtes Kapitel.

Das Familienleben.

Es war einmal — so beginnen die Märchen. So beginnt auch das Märchen vom deutschen Familienleben. Als sie noch häuslich waren, nicht jagten nach dem Mammon und nach unwürdigen Zerstreuungen, als die Frau noch die Seele des Hauses, der Mann noch die Stütze desselben war und die Kinder den Blumen glichen, welche am Lebensweg der Eltern aufschossen, — als sie noch des Abends gemeinsam in der Halle oder im Stübchen saßen, schmausend, spinnend, Geschichten erzählend, ruhig — heiter, — als es noch keine „Ballaison“, keine Skatklubs, keine Destillationen gab, — da blühte das deutsche Familienleben. Sie wollen sich und Andere glauben machen, es sei noch jetzt so. Aber wer tiefer sieht, weiß, daß sie sich und Andere betrügen.

Die wenigen Ausnahmen sind vor Allem im Adel zu

suchen, besonders im Landadel, der eben nicht viel Gelegenheit hat, außer dem Hause zu sein.

Im Adel der Städte ist es größtentheils schon nicht mehr wie sonst. Bälle und Gesellschaften verschlingen auch hier all' die traulichen Abende von ehemals. Und sind keine Töchter da, denen zu Liebe man diese Bälle und Gesellschaften mitmacht, so sind es die Söhne, die, wenn auch an demselben Ort lebend, ein rauchiges Bierhaus dem elterlichen Heim vorziehen, — falls ihnen nicht ihre Mittel noch andere Dinge gestatten. Da sitzen die beiden Alten Abend für Abend allein und wissen nicht, daß sie Kinder haben . . .

In den einfachen, bürgerlichen Haushaltungen fehlt meist der Vater, der nicht ruhig schlafen kann, wenn er nicht vorher seinen Verein oder seinen Klub besucht hat. Die Proletarier aber eilen in ihre Schnapskneipe und denken: Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind? . . . Die Erziehung in der Familie ist daher auch oft mangelhaft. Vielfach läßt man den Kindern zu viel Willen. Die sogenannte „Affenliebe“ ist weit verbreitet. Herzen, Küßen und Nachgeben ohne wahrhafte, überlegte Fürsorge, Schwachheit in einem Augenblick, launische Strenge im andern. Bei Vielen dann wieder herrscht „pflichtgemäße“ Härte vor, durch welche hindurch das Kind die Sonne der elterlichen Liebe kaum ahnt. In den niederen Kreisen müssen die Kinder sich bald nützlich machen. Sie müssen zur Wirthschaft einholen, die Küche besorgen, einheizen, — auf Arbeit gehen. Die Eltern betrachten überhaupt ihre Kinder als ein Kapital, welches Zinsen tragen muß. Sobald die Knaben oder Mädchen herangewachsen sind und selbst ihre paar Groschen verdienen, müssen sie die Eltern unterstützen und denselben die gehabtten Kosten wieder ersetzen. Bei der Wahl eines Berufes wird weniger nach der Neigung des Kindes gefragt oder nach der Befriedigung, welche die betreffende Beschäftigung zu gewähren im Stande ist, als danach, ob sie recht bald etwas einbringt, oder ob die Kinder noch lange von ihren Er-

zeugern unterstützt werden müssen. Das ist bei unbemittelten Leuten ganz natürlich und eine Folge des Kinderreichtums.

Es ist nach dem Gesagten selbstverständlich, daß es in Deutschland viele Leute gibt, welche „nicht auskommen“. Deshalb muß man sich auch in der Gastfreundschaft einschränken, übt diese aber, wenn man dazu genöthigt ist, mit Anstand. In vornehmen Kreisen ist sie kühler und steifer. Eine Mahlzeit in fremdem Hause wird nur nach erfolgter Einladung angenommen. Man wird nicht aufgefordert, „da zu bleiben“, man schließt sich überhaupt schwer an.

Im Volk ist das anders. Einen Besuch fortgehen lassen, ohne daß man ihm etwas zu essen oder zu trinken angeboten hat, ist undenkbar. Diese Zuvorkommenheit nimmt zu nach unten. Die ganz gewöhnlichen Leute würden es sehr übelnehmen, wenn man ihnen nichts anböte. Das Erste, was der Besuchte zu thun hat, ist: zur Bierflasche greifen und einen Trunk mit seinem Gaste machen. Oder dieser muß „zum Kaffee bleiben“. Der Nachmittagskaffee ist überhaupt in weiten Kreisen die wichtigste Mahlzeit. „Etwas zum Kaffee“ mitbringen, ist der Gipfel feiner Lebensart.

Es ist charakteristisch, daß man bei Familienfesten, z. B. Geburtstagen, in den vornehmeren Kreisen lieber unter sich, im engsten Zirkel, bleibt, während sonst eine recht ausgelassene Feier dieser Tage unter Betheiligung aller nahen Bekannten Sitte ist. Dort will man in solchen Stunden Einkehr bei sich halten, — hier gibt man der Bedeutung des Tages durch möglichst viel Essen, Trinken und Lärmen Ausdruck. Die Gastfreundschaft ist gerade bei solchen Anlässen grenzenlos; Jeder darf kommen, — natürlich muß er etwas mitbringen, wenn's auch nur ein Blumentopf oder ein Napfkuchen ist.

Welch' Entsetzen, wenn dort Jemand an seinem Geburtstage verreisen wollte, um sich seinen Verpflichtungen zu

entziehen! Ich sehe die empörten Gesichter förmlich an der Thür des nicht Anwesenden umkehren, mit ihren Geschenken auf dem Arm, die ihnen Kuchen, Kaffee und Abendbrod eintragen sollten! In Berlin feiert man — es ist dies eine ganz seltsame Sitte, — auch die Konfirmationen auf so geräuschvolle Weise. Morgens Buße, — Abends Tanz, Morgens brünstige Thränen, Abends Küsse beim Pfänderspiel.

„Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul,“ — dies Sprüchwort gilt in diesen Familien nicht. Das „Wiedergeschenken“ spielt eine starke Rolle; weh' über deinen Leumund, wenn du Frau Schulze, die dir zu deinem Geburtstag etwas für drei Mark schenkte, nur etwas für eine Mark fünfzig Pfennige wiedergeschenkt hast! Es ist auch erstaunlich, wie schnell man den Werth eines Geschenks zu taxiren versteht! Vielfach bilden nur die Geschenke den Kitt der Freundschaft. „Haben“ heißt die Sehnsucht nach dem Mitmenschen. Darunter leidet auch die vielgerühmte deutsche Ehrlichkeit. Mit „mein und dein“ nehmen die gewöhnlichen Leute es nicht so streng. Ich will nicht sagen, daß sie geradezu stehlen. Aber sie machen einen Unterschied zwischen einem großen und einem kleinen Dieb. Einmal einen Hasen — vielleicht sogar nur ein Häschen — auf fremdem Jagdgebiet schießen, oder von der reichen Dienstherrschaft Dies und Jenes „behalten“, was die Leute ja doch nicht mehr gebrauchen können, oder „wenn man's nicht merkt“, bei einem Geschäft den Andern übertrumpfen, — das sind ja Kleinigkeiten, nicht der großen Anstrengung des Ehrlichbleibens werth! „Ach,“ ruft eine Köchin entrüstet aus, „die junge Frau ist ganz verdorben, sie geht schon allein auf den Markt!“ —

Adel und Bürgerthum machen sich gern über einander lustig. Der Adel, stolz auf seine Herkunft und seine guten Formen, nennt die Andern „Plebejer“ und fühlt sich ungemüthlich in deren Gesellschaft. Der Bürger wiederum hat den „bürgerlichen Tick“; er mißtraut dem Adligen und setzt

sich ihm gegenüber auf die Hinterbeine. Der Adlige hält sich für den Wächter der Sittlichkeit und sagt: „Das kommt bei uns nicht vor.“ Der Bürger hält den Adel für versumpft und meint immer, es geschähe da viel Uebles im Verborgenen. Er hält die Bevorzugung desselben für etwas durchaus Ungerechtfertigtes. Als der jetzige Kaiser einmal von dem Adel, als den Edelsten des Volkes, sprach, da war man im Volk empört. Man stellt sich in solchen Augenblicken diesen Adel als ein nutzloses, am Mark des Volkes zehrendes Schmarozerthier vor, das nichts thue, aber die fettesten Bissen erhalte. Und dabei sind doch seine Vorrechte schon lange so gut wie getilgt. Dagegen trägt er immer noch gewisse Vorzüge in sich, ja, der ihm sonst anhaftende Dummstolz hat sich zum Theil verloren und haftet nunmehr dem Finanzritterthum an. Mit dem Gelde scheint er sich zu diesem verschoben zu haben. Das Volk selbst beugt sich trotz dem Gesagten immer noch im täglichen Leben vor dem Worte „von“. Man ist einig darüber, daß dies gar keinen Sinn hat, — aber man thut's doch. Man wird als Herr von Müller weit höflicher in einem Geschäft bedient, denn als Herr Müller. So sehr man sich auch den Anschein gibt, den Adel zu mißachten, so sehr achtet man doch die ihm noch innemohnende moralische Macht.

Zwei besondere Abtheilungen treiben ihre Blüthen aus dem Bürgerthum. Die eine ist das schon erwähnte Finanzritterthum, die zweite das Proletariethum. Beide möchten die erste Rolle spielen, die Macht im Staat an sich reißen und die Gesetze nach ihrem besondern Bedürfniß abändern. Schon beginnen die Geldmänner ihren immer größer werdenden Einfluß zu zeigen, — sie sind im besten Zuge, das Volk ganz dem Gotte Mammon dienstbar zu machen. Sind auf diese Weise alle edlen Kräfte zerstört, dann werfen die Proletarier ihre brennenden Fackeln in die Häuser, um ihrerseits Tyrannei und Rohheit an die Spitze zu setzen. Vielleicht, daß dann aus den Trümmern der verloren gegangenen Welt

etwas Besseres wieder empornwächst, — daß aus dem Schooße der hie und da geretteten Familie ein neuer Stamm edler Menschlichkeit sich erhebt.

Neuntes Kapitel.

Was die Deutschen uns vorwerfen...

Erstens: Wir leiden am Chauvinismus. Wir bilden uns unsäglich viel auf uns selber ein und verschmähen die Freundschaft der Deutschen. Wir wissen sie nicht zu würdigen, wir sind von Rache und Haß gegen sie erfüllt, wollen ihre Friedensliebe nicht begreifen und verstehen überhaupt die Erscheinungen im öffentlichen Leben Deutschland's nicht.

Darauf wäre zu erwidern, daß wir eine besiegte, gedemüthigte Nation sind, und dieser „Chauvinismus“, falls er wirklich so schlimm ist, immerhin erklärlich wäre.

Wie machen es aber die Deutschen? Suchen sie andere Völker und die Strömungen in andern Ländern zu verstehen? Sie, die nicht besiegt und gedemüthigt sind, urtheilen oft mit erstaunlicher Dreistigkeit über andere Rassen und brechen den Stab über sie.

Was verstehen sie zum Beispiel unter Panславismus? Diese vom Standpunkte der Slaven doch gewiß großartige Strömung wird gelegentlich in einer ganz besonders angesehenen, einflußreichen und politisch ziemlich unparteiischen Zeitung folgendermaßen abgefertigt: „Der Panславismus ist nichts weniger als mundtödt. Wenn er auch im Hintergrunde fauert und sich weniger lärmend beträgt, so knurrt er doch in seiner Presse ab und zu sehr vernehmbar und fletscht gegen Deutschland die Zähne . . . Wer also meint, daß diese Bestie, die am liebsten Deutschland und

seine Freunde mit Haut und Haaren verschlänge, gebändigt und geknebelt am Boden liege, der würde sich gewaltig irren. Man hat ihr nur einen Fußtritt gegeben und sie in eine Ecke geschleudert. Ein Wink seitens des Herrn — und sie springt daraus hervor, um ihr Wuthgeheul von Neuem anzuheben.“

Hat man jemals in Frankreich auf diese Weise von den Einheitsbestrebungen der Deutschen gesprochen?? . . .

Zweitens wirft man uns vor, daß wir in Beurtheilung einzelner Männer des französischen Volkes blind seien, daß wir immer in Superlativen von ihnen sprächen, daß wir ihren Werth nicht auf das richtige Maß zu beschränken wüßten, daß wir uns von ihnen gängeln ließen.

Nun, da sollten sich die Herren Teutonen doch an ihre eigene Nase fassen! Die Einen wollen ihre großen Männer nicht gelten lassen, die Andern heben sie in den Himmel und beten sie an. So ist Bismarck, wenn er des Morgens aufsteht, in der beneidenswerthen Lage, genau zu wissen, daß er an dem kommenden Tage nichts Unrichtiges thun, sagen oder denken kann, — in den Augen seiner Anbeter. Und wenn er auf dem Kopf stände, so würden seine Anbeter finden, dies sei wieder ein höchst feiner diplomatischer Zug von ihm. Auch den edlen Kaiser Friedrich begnügten seine Verehrer sich nicht, groß und gut zu nennen, nein, sie stellten ihn über alle Männer des Jahrhunderts, nannten ihn den größten der Hohenzollern, den besten Regenten, welcher je einen Thron geziert. Aber dabei blieb es nicht. Handlungen, die sie sonst nie gut heißen hätten, die ihrem ganzen Wesen entgegengesetzt waren, — bejubelten sie plötzlich in einstimmigem Chor, nur, weil ihr Liebling sie guthieß. Und wenn man sagt, unser Gambetta und Boulanger kämen doch diesen Genannten nicht gleich, — nun, wie machen sie's denn mit ihren Parteiführern da drüben?

Ein Volk, das nur wiederkaut, was Andere ihm vorgekaut haben, — das sollte nicht einer Nation Vorwürfe

machen, welche in allgemeiner Begeisterung ihren Führern folgt.

O wie roth müßten die Nasen der Deutschen sein, wenn sie sich immer zur rechten Zeit an dieselben gefaßt hätten!

Behntes Kapitel.

R e l i g i ö s e s .

Ein Wintertag mit klarem Himmel. Schnee auf Erden, Sonne darüber.

Ein Sonntag. Frisch gekleidet, angenehm erregt durch den Morgenkaffee, — ein wenig klein noch die Augen — wandern wir dem Gotteshause zu. Es ist ein freundliches Gefühl, so viele Menschen demselben Ziel zustreben zu sehen. Und den ganzen Tag frei! Man freut sich ordentlich, doch ein wenig zu thun zu haben, — den Kirchenbesuch nämlich.

Wer heute predigt? — Lassen wir das. Die Predigt kennen wir ja so ziemlich auswendig; denn es ist Sitte, daß jedes Jahr über denselben Gegenstand gepredigt wird . . . Ja, wenn ein erfahrener Menschenkenner dort oben auf der Kanzel so recht reden dürfte, frisch von der Leber weg, von dem, was um uns und in uns vorgeht! . . . Aber so — — — Wir erhalten einige Tröpfchen zu trockener Brodrinde, und manchmal bleiben auch diese Tröpfchen aus. In gewisser Beziehung ist das ja auch ganz gut; denn so genügen die vorhandenen Kirchen immer noch; man sorgt dafür, daß sie nicht zu eng werden.

Wie gesagt, die Predigt kennen wir. Zwar werden die alten bekannten Worte immer noch einen besänftigenden Einfluß auf uns ausüben, aber hauptsächlich interessirt uns

doch das Uebrige. Was denn? Nun, — der Gesang und das herrliche Orgelspiel, — die vielen Menschen, über die man sich so allerhand Gedanken machen und deren Sonntagsstaat man näherer Prüfung unterziehen kann, — die Sonnenstrahlen, wie sie durch die bunten Fenster in die Kirche fallen und Kunde geben von dem herrlichen Winterwetter draußen, — Eisbahn, Schlittschuhlaufen, Schneeflocken, Weihnachten und strahlender Tannenbaum, und ein paar Lippen und süße Küsse, — — Amen! Die Predigt ist aus. Wir athmen tief auf. Jetzt nur noch ein Nidervers, dann das Schlußgebet, und wir können hinaus — — zum Frühstück! Wie schmeckt es ja so schön, als Sonntags nach der Kirche.

O wie herrlich diese Sonntag-Vormittage! Wohl dem, der fromm ist und die Wege Gottes wandelt! —

Wird es ihm aber auch leicht gemacht, wie es sein müßte? Oeffnen sie sich weit, die Tempel Gottes, für alles Volk? Heißt es: Kommet her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid . . . ? — O ja, dort in der Ecke hinter dem letzten Pfeiler sind Plätze für „Jedermann“.

Und hier vorn, die langen Reihen, die noch leer sind, neben und gegenüber der Kanzel? Dort möcht' ich wohl sitzen, damit ich Alles recht hören und genießen könnte . . .

Bedaure sehr! Diese Plätze auf dem Wege zur Seligkeit sind bereits vermiethet. Alles im Voraus bezahlt!

Bezahlt?! Und wir, die wir keine Mittel haben oder die wir von Fernher kommen, — uns weist man zurück von der Stätte der Andacht —

O nein, Sie können stehen. Sollten aber die Herrschaften nicht kommen, denen die Plätze gehören, so werde ich Ihnen die Pforten aufschließen. Da wendet sich der Gast mit Grausen! . . .

Es gibt Viele in Deutschland, welche sich nur noch der Form nach zu ihrer Religion bekennen.

Diese wagen es nicht, sich von derselben loszusagen, da Niemand ihre Offenheit anerkennen, Jedermann jedoch einen solchen Schritt unliebsam und die Mehrzahl ihn empörend finden würden. So fest wurzelt das Herkommen in unseren Nachbarn. Ehe sie sich von der Form trennen, vergehen Jahrhunderte, — bis die neue Form, der sie dann huldigen, vielleicht ihren wahren innern Werth schon verloren hat. So eilen sie von Form zu Form, der Wahrheit nach, die ihnen stets entslüpft.

Das gibt mannigfachen Zwiespalt, den jedoch nur Wenige als bedeutend empfinden. So ist zum Beispiel von Seiten der Regierung seit Jahren die kirchliche Trauung und Taufe als nicht nothwendig erklärt worden, und doch wird diese nämliche Regierung solche Leute niemals für voll ansehen oder sogar in Stellen beschäftigen, die Eins von Beiden versäumt haben.

Schroff stehen sich Religiöse und Nicht-Religiöse gegenüber. Dies ist eine neue Wurzel deutscher Uneinigkeit. Die Gläubigen fürchten angesteckt zu werden von den Ungläubigen und halten sich diese auch auf neutralen Gebieten fern, sobald sie erst genau Witterung von ihnen haben. Letztere jedoch spotten unbarmherzig über die Frommen und möchten mit Keinem etwas zu thun haben, der noch „betet“. Alle Frommen sind ihnen Heuchler, „Mucker“, „Fensterlinge“. Sie haben keine Ahnung von dem tiefen Sinn, der in der Religion liegen kann.

Anstatt gegenseitig liebevoll auf die abweichende Ansicht einzugehen und das Beste beim Andern vorauszusetzen, wenden sie sich den Rücken und versuchen nicht einmal, ein Verhältniß zu einander zu gewinnen, in dem sie leben könnten.

Ich habe selten so viel Gedankenlosigkeit in diesem Punkte gesehen. Mein Gott, — wenn die Leute selbst nicht wissen, welche Ansicht sie haben . . . Form, — Schablone, — Schema,

ist Alles. Nicht zu vergessen „die Ueberlieferung“. — „Es war immer so!“ heißt es bei jeder Gelegenheit. Nun freilich! Da die Wölfe von jeher Kinder aufgefressen haben, so wäre es bitteres Unrecht, diese Thiere auszurotten. Es könnten ja dann keine Kinder mehr aufgefressen werden!

So gibt es für alle Begriffe feststehende Formen. Diese nicht beachten? Das ist gleichbedeutend mit Unzurechnungsfähigkeit. Die Deutschen sind ordentliche Leute. Taucht etwas Neues auf, gleich wird es in dem großen Schema der Welt unter eine Rubrik gebracht. Eher ist man nicht beruhigt. Hat man's aber herausbekommen, so faltet man schmunzelnd die Hände und spricht: Wir! . . . Ja, wir! — Man ist dann aber auch wirklich sehr erleichtert. Man braucht nämlich nicht mehr über diesen Punkt nachzudenken. Wie angenehm!

Nun birgt sich allerdings unter der Form in vielen Dingen die Willkür. Im Geheimen hat man bei Diesem oder Jenem ein vollkommen reines Gewissen. Ach, aber wenn's nur nicht herauskommt! Was sollten wohl die Andern dazu sagen! Die Andern! Das ist ein ganzes Kapitel in Deutschland. Worauf kommt's immer hinaus? Auf die Unselbstständigkeit des Urtheils. Manche nennen es „Anstand“. Auch ein schönes Wort. —

Elftes Kapitel.

Die Kunst.

a) Literatur.

Die besten deutschen Werke von heute sind — französische, russische, skandinavische. An den wirklich vorhandenen Goldkörnern der eigenen Literatur gehen die Leute achtlos vorbei, — das gemeinste, trivialste Duzendzeug wird geradezu

verschlungen. In Folge dessen wird man bald keine Goldförner mehr finden.

In neuerer Zeit sind die feinen Einzelbeobachtungen in Aufnahme gekommen, und diese können allerdings dem Ganzen so recht den Anschein des Lebens geben. Aber nur immer Einzelbeobachtungen, — das gibt kein Kunstwerk. Eine wohlberechnete Form gehört noch dazu. Diese wird zwar fast für jedes Werk verschieden sein müssen, je nach der Art, — dem Zweck desselben. Wenn aber deutsche Schriftsteller auf die Form achten, so ist es meist die überlieferte irgend eines bekannten Kritikers, welche dieser einem bedeutenden Werk nachschnüzte. Man thut nun sehr Unrecht, solche Formen als allgemein gültig hinzustellen und anzunehmen. Man kann wohl eine Form aus einem Werk ableiten, — aber diese dann als allgemein gültig hinzustellen und alle andern Werke da hinein zwingen wollen, ist Verirrung. Für jedes dichterische Erzeugniß ist eine neue Form zu finden, in welcher gerade der betreffende Stoff am besten zur Geltung kommt.

Ich möchte sonach behaupten, daß alle literarischen Regeln sich bis auf einige wenige bleibende als schädlich erwiesen haben und erweisen werden. Als Anhaltspunkt für solche Leute, die sich selbst keine Regeln machen können, für mittelmäßige Köpfe, nun ja, aber dann kann auch nur etwas Mittelmäßiges daraus entstehen, und davon gibt es genug.

Jedes Werk trägt seine Regeln in sich selbst. Zunächst hat man sich zu fragen: Was willst du? Und danach hat man seine Wirkungen einzurichten. Die „tragische Schuld“, welche nach vielen Regelmachern den Tod des Helden in jedem Trauerspiel begründen muß, ist zum Beispiel auch so etwas Haltloses. Ich lasse den Helden meines Stückes sterben, — wegen der Wirkung, welche ich bei den Zuschauern erzielen, — sagen wir, weil ich das Mitleid, die Theilnahme für diesen meinen Helden erhöhen will, — aber nicht immer wegen seiner tragischen Schuld, die oft gar keine ist, die

manchmal erst künstlich ausgetüftelt werden muß, damit das kritische Gewissen beruhigt werde. Irgend etwas an Schuld läßt sich ja natürlich bei Jedem finden, und sei es auch nur eine allzu lange Nase oder dergleichen.

Aber freilich, die Leute, welche sich dort in Deutschland die literarische Kritik anmaßen, sind zu allererst mit dem Maßstab in der Hand da und messen nach, ob dieser nach allen Richtungen hin paßt. Wehe, wenn das nicht der Fall ist!

Ueberhaupt, welch' eine Rolle spielt bei der Kritik das persönliche Vorurtheil, die persönliche — Laune! Was?! sagt das Publikum, du hast gewagt, etwas Anderes zu schreiben, als ich gerade in diesem Augenblick zu lesen wünschte? Du hast mich in meinem Behagen gestört? . . . Und das abfällige Urtheil ist fertig, — ein flüchtig hingeworfenes Wort, und dies Werk ist abgethan. Daß man, um ein unter Mühen und Erfahrungen gereiftes geistiges Erzeugniß eines Andern zu verstehen, nach dessen Absichten forschen, daß man versuchen muß, sich in den Gedankengang des Verfassers zu versetzen, — daß jedes dichterische Werk ein Wesen für sich ist und jedes daher verschieden betrachtet sein will, — ja Sie meinen doch nicht, daß man davon eine Ahnung hat?

Sie wundern sich, daß ich solch' Aufheben davon mache! Nun freilich, ich spreche über sehr unnütze Dinge. Da lob' ich mir doch ein Butterfaß oder ein Börsenpapier! Das ist etwas Reelles.

Trotz alledem muß ich noch einige Worte über diesen Gegenstand sagen, ein Rezept, nach welchem ein gutes Werk in Deutschland zu verfassen ist: Erstens, sage möglichst viel Bekanntes, oft Dagewesenes in wohlklingenden Worten, so daß der Geist des Lesers in wohlthätige Ruhe versenkt wird. Das ist Alles, was du in Bezug auf das Werk selbst zu thun hast. Zweitens, rühre durch deinen Verleger und die Herren Zeitungsschreiber weidlich die Reklametrommel. Laß das Buch als etwas Epochenmachendes, Großartiges ausschreien. Sie glauben's Alle. Und sollten Zweifel sie beim Lesen an-

kommen, so sagen sie sich: Irgend etwas muß doch daran sein, wenn es so sehr gelobt wurde. Es bleibt eben immer etwas hängen, wenn über Jemanden gesprochen wird, — Gutes oder Schlechtes. Drittens, wähle einen Schriftsteller-namen, der etwas Exotisches an sich hat, aber doch leicht in die Ohren fällt. Ein solcher Name trägt seine Bedeutung in sich selbst. Zum Beispiel Ossip Schubin, Gregor Samarow. Willst du dies nicht, so Sorge dafür, daß du keinenfalls Müller, Schulze, Lehmann, Frosch oder Grillparzer heißest. Viertens, laß jedes Jahr zur selben Zeit ein neues Werk erscheinen, möglichst mit demselben Einband wie sonst, und hüte dich davor, einmal etwas Anderes zu sagen.

Mit diesen Regeln dürftest so ziemlich Alles erschöpft sein, was dich in kurzer Zeit zu einem berühmten deutschen Schriftsteller machen muß. Das fruchtbarste Feld der Thätigkeit ist der Roman, in welchem sie sich nach vielen Hindernissen „kriegen“. Spielt er in irgend einem fremden Land mit fremden Menschen- und Ortsnamen, so ist es ein Kultur- und Sittenroman und der Verfasser ist ein „hervorragender Kenner des betreffenden Volkslebens“.

Sollte es einem Romanschreiber einmal einfallen, von seiner üblichen Schablone abzuweichen, weil ihn das Wehen eines besseren Geistes ankam, oder sollten sie sich vielleicht zum Schluß nicht kriegen, so steht sein neuestes Werk „nicht auf der Höhe seiner früheren Leistungen“. Er wird sich natürlich beeilen, zu seiner gewohnten Speise zurückzukehren und das nächste Mal ein Werk zu liefern, welches „alle Vorzüge des beliebten Autors in sich vereinigt“.

Er darf auch so thun, als ob er Humor hat, aber beileibe nur keinen haben! Wahrer Humor und wirklich geistreicher Witz sind Dinge, welche man mit der Laterne suchen muß.

Was soll man sich auch unnöthig bemühen, wenn das fadeeste Zeug schon als Humor, die albernsten Wortverdrehungen als Witz belacht werden!

Die besten Witze machen in Deutschland die „Fliegenden Blätter“. Alle andern Witzblätter bemühen sich ebenso frampfhast wie vergebens, dies Vorbild zu erreichen. Wenn ein Deutscher im Gespräch eine witzige Redensart anbringt, so kann man in 90 Fällen von 100 darauf rechnen, daß sie schon in den Fliegenden Blättern gestanden hat.

Was nun die einzelnen modernen Schriftsteller betrifft, so werde ich versuchen, sie zum Theil in Folgendem zu charakterisiren.

Paul Heyse. Ein ganzer großer Wandschrank, Gläschen an Gläschen. In jedem eine tiefrothe, saftige Flüssigkeit. Manche halten sie für Gift, manche für Himbeersaft. Darauf steht: Bluthvolle Liebe.

Gustav Freytag. Einfaches, festes Haus aus deutscher Vergangenheit. Peinliche Sauberkeit. Im Wohnzimmer an den Wänden die Bilder der Ahnen, in der Ecke ein riesiger Ofen mit Ofenbank, und einem Großvaterstuhl in der Nähe. An den Fenstern blühen frisch begossene Veilchen, Nelken und Myrthe.

Spielhagen. Ein Haus, moderner als das vorige, mit verschiedenen neuen Anbauten, alles aber etwas wackelig.

Theodor Storm. Wiese — Wald — Haidegras — Urgroßmutter — getrocknete Blumen — gebrochene Herzen —

Wildenbruch. (Eine Probe aus seinen Werken.)

O süße Blume meines Sommertages,
O blühe mir und welke nicht so früh.
O Liebe, lache! Die du doch bald weinst;
Denn Liebe weint, eh' du dich umgeblickt.
Wer kommt und stört mich hier im Stelldichein?
Verruchte Kaze, dich begehrt' ich nicht —
— „Der Ritter Karl schickt hier dir seine Karte,
Und fragt, ob du zum Kampf mit ihm bereit?“
— Ich bin bereit, bestelle dies dem Ritter,
Ich fürcht' ihn nicht, dies Schwert in meiner Hand.
Dies Schwert ist scharf, dies Schwert ist ausgezeichnet,
Wie sah dein Ritter je so gutes Schwert.
Und sagt man mir, Blut sei ein scharfes Wort,
So sag' ich: Nein! Nicht schwer ist dieses Wort!

Ein Augenblick und es ist ausgesprochen,
 Und leicht nur wiegt mir seiner Silben Zahl
 Zum Beispiel gegen dies: Bezirksfeldwebel.
 Und wahrlich, Blume Tod in meinen Händen,
 Schmeiß' ich dies leichte Wort ihm an den Kopf
 Und schlage seinen Lebensfaden todt.
 — „So sag' ich ihm, du würdest gleich erscheinen!“
 — Geh', gift'ge Katzenbrut! Ein Krokodil,
 Das ein sich bohrt in seines Feindes Fleisch,
 Vergleichbar heißer Sonne, die in Wüsten,
 Insekten tödtend, gelben Sand durchglüht,
 So tret' ich diesem Schubbiack gegenüber
 Und hau' ihn in sein ekles Quetschgesicht, bum, bum!
 — „O edler Freund! Du gehst, — ich fall' in Ohnmacht!“

Heiberg. (Aus einem seiner Romane.) Er setzte sich an den eichenen Diplomatschreibtisch (deren Seitenschubfächer ihn immer ärgerten, weil er sich so weit herunterbücken mußte) und begann zu schreiben. In diesem Augenblick zog draußen eine Bande Knaben vorbei, singend und johlend. Das störte ihn, vergebens tippte er mit dem rechten Zeigefinger wiederholentlich an die Schläfe, um seine Gedanken zu sammeln. Der Gesang der Knaben dröhnte in seinen Ohren nach, es war die Wacht am Rhein. Die Wacht — die Wacht am Rhein — die Nacht, die Nacht, — der Nachtwächter, — Nachtwächter Behrens mit der langen Nase — Behrens — Commerzienrath Behrens — dessen Freund, der Commerzienrath Wunsch — die schöne, engelholde Frau Wunsch — Wo hatte er doch diese Frau gesehen? Richtig, auf dem Handelsball. Wie traten plötzlich ihre kleinen Füße, die er beim Tanz bewundert hatte, ihm wieder vor die Augen — wirklich, ein herrliches Weib! Er warf die Feder fort, zog sich an und eilte zum Commerzienrath Wunsch. Die Frau Commerzienrätthin war allein zu Hause.

Carl Bleibtreu. (In seinem Arbeitszimmer, die Karte seines neuesten Kriegsschauplatzes vor sich. Als er aufsieht und seine neben Cäsar, Napoleon, Byron und Arcker stehende Statuette erblickt, spricht er folgende Worte:.) Meine schriftstellerische Thätigkeit gehört der Geschichte an. So viel

aber erlaube ich mir zu bemerken: ich spreche mit keinem Menschen, der meine Werke nicht sämmtlich auswendig kann. Sie wundern sich? — Das Genie ist immer bescheiden.

Max Kretzer. Ein Mann mit schwieligen Händen und einem großen offenen Herzen. Doch trägt er Schmutz an den Stiefeln, weil er über die Straße gegangen ist. Die Rezensenten, welche von Steig zu Steig hüpfen, beachten ihn deshalb nicht oder bespötteln ihn.

Rosegger. Eine Fluth von Zettelchen. Nichts als Zettelchen. Rezepte für Waldmeister, Vergißmeinnicht, Mänertreu, Edelweiß, Gebet und Jodler. Hast du eins gehascht, fliegt es schon wieder fort und du hältst ein anderes in deiner Hand. Dazu Alpenglühn über einer einsamen Sennhütte.

Ebers. Aegyptische Mumien, frisch verkleistert, die Herren im Frack und weißer Halsbinde, die Damen im Gesellschaftsanzug, tanzen nach der Strippe des großen Zauber-künstlers, Herrn Professors Ebers in Leipzig, welcher in lebenswürdigster Weise die einzelnen Bewegungen derselben erläutert. Die Täuschung ist großartig und lehrreich.

Oskar Blumenthal. Ich schreibe den besten Styl unter den Deutschen. Bitte sehr, — bleiben Sie sitzen. Als ich noch nicht mit meinen Theaterstücken in Mode war, huldigte ich dem Pessimismus, biß Jeden, der mir zu nahe kam, in die Beine, und schlug Theaterdirektoren und Dichter moralisch todt. Nun, da ich der „aufgeführtste“ deutsche Dichter bin (auf mein nächstes Stück gründet sich eine Aktiengesellschaft mit $\frac{1}{4}$ Million Anlagekapital), nun finde ich die Welt und den Menschen sehr nett und lade Sie Alle ein, mich in meinem Tempel der Lebenden zu besuchen, um Ihrer „Klatzsch“sucht zu fröhnen. Das, was ich in meinem Programm am ersten Abend versprach, dürfte das formvollendetste und vielversprechendste sein, was jemals — nicht gehalten wurde. Uebrigens besteht ein gutes Theaterstück aus folgenden Dingen: Einem guten Witz, einem Gesellschaftsabend mit neuen Möbeln und Costümen und der bewußten, großen, so beliebten Liebeszene.

Sie meinen, ich sollte eine neue Poetik schreiben? Keine Zeit, Freund, keine Zeit. Sonst sehr gerne. Ein Standbild neben meinem Lessing? Ich lehne es entschieden ab, so lange ich am Leben bin.

Paul Lindau. Alles Fingerfertigkeit, keine Hexerei! In den siebziger Jahren war die Stimmung des Publikums für die Birch-Pfeiffer, — da hab' ich Ihnen die schönsten Birch-Pfeifferiaden auf's Theater gezaubert. Wer meine Theaterstücke mit Nudeln vergleicht, auf welchen ein wenig Parmesankäse verstreut liegt, der ist böswillig. Dann verdrängten die französischen Romane alles Andere und ich habe Euch französische Romane geliefert, eine Biographie über einen französischen Dichter geschrieben und Freundschaft mit französischen Autoren gesucht, was Briefe, in welchen Letztere mir sagen, ich sei ein grundehrlicher Mensch, bezeugen können. Neuerdings, da der Geschmack der Leser mehr auf das Nationale und Lokale geht, liefere ich ganz frische Berliner Romane, alles neu, alles gediegen. Im Duzend sind dieselben billiger. Alles Fingerfertigkeit, keine Hexerei!

b) Theater.

Er: Lieben Sie das Theater?

Sie (mit Entzücken): Ach ja!

Er: Was haben Sie diesen Winter gesehen?

Sie: Ach, reizende Stücke! Erstens „Spottvögel“ . . . na, von wem die sind, wissen Sie —

Er: Nein —

Sie: Nein?! Von Mannstaedt doch —

Er: Mannstaedt?

Sie: Mannstaedt, der so furchtbar viel mit seinen Stücken verdient und so furchtbar komisch ist —

Er: Soo!

Sie: Ja. Da kommen lauter verschiedene, lustige Menschen auf die Bühne gesprungen, Alles klatscht und sie singen

irgend Etwas. Dann klatscht wieder Alles und lacht. Und die Schauspieler lachen und Alles lacht.

Er: Und dann?

Sie: Nun, sie sprechen auch und machen schrecklich dumme Witze —

Er: Und dann?

Sie: Nun, wenn man zwei Stunden gelacht hat, geht man nach Haus.

Er: Soo! — Und — Spottvögel? Weshalb heißt das Stück Spottvögel?

Sie: Na, irgendwie muß es doch heißen.

Er: Ganz recht, daran dachte ich nicht. Und die Idee des Ganzen?

Sie: Is nich. Ideen sind langweilig, die hat Mannstaedt nicht.

Er: Und da muß Jeder gewesen sein?

Sie: Ja, aber Sie haben Zeit. Die Stücke werden immer 2—3 Schock Mal aufgeführt.

Er: Da müssen sie doch gut sein.

Sie: Und ob! Es steht ja in allen Zeitungen.

Da veröffentlicht der Direktor eines deutschen Theaters einen Aufsatz, der so recht bezeichnend ist für deutsche Anschauungen der Jetztzeit. Er sagt unter Anderem, die früheren großen Dichter, als da sind: Goethe, Schiller und Noëbue, hätten das rein menschliche Empfinden ganz, aber auch ganz ausgedichtet. Deshalb sollten doch um Gottes willen die Bühnendichter keine ernsten Sachen schreiben, d. h. Nichts, was tiefgehende Konflikte behandelt, sondern sich solchen Werken zuwenden, welche bestimmt seien, „die Falten aus der Stirn der Zuhörer“ zu treiben.

Dies Bemühen des guten Mannes war unnöthig. Stellen Sie sich etwas vor, wofür die Bezeichnung „albern“ zu gut

ist, einen Unsinn, dem man eine Ehre anthut, wenn man ihn Unsinn nennt, — das ist die beliebteste Theaterkost der Deutschen.

Und wer ist Schuld an dieser Geschmacksverirrung? Zum größten Theil die Presse, die, bestochen oder nicht bestochen, die „Spottvögelgattung“ nicht nur duldet, sondern lobt und spaltenlang darüber berichtet. Von Berlin aus unternehmen diese Erzeugnisse ihren Siegeszug durch ganz Deutschland, nur die Operette der Franzosen und der Oesterreicher hat annähernde Erfolge aufzuweisen.

Ernst zu nehmende Dramen werden eventuell von der Kritik mit ein paar Worten abgethan, — wenn's hoch kommt, mit einigen Witz.

Wenn nämlich der Kritiker einen Witz aufgespürt hat, so kann er nicht ruhig schlafen, bis er diesen in einer Kritik angebracht hat. Wehe dem Stück, das ihm gerade dann in die Quere kommt!

Und in diesem Sinne fortzufahren, — die Falten von den Stirnen weg zu „ulken“, dazu ermahnt der erwähnte Herr Provinzialdirektor seine deutschen Dichter. Natürlich — Akrobaten sind ja auch Künstler! Die können auch springen, und noch dazu — wie hoch! Werdet Akrobaten, werdet Jongleure, ihr deutschen Bühnendichter!

Gedanken?! Bleibt uns damit ein- für allemal vom Leibe! Nur nicht denken, da wird man häßlich, Denckfaulheit setzt das beste Fett an. Nie hat eine grauenhaftere Tyrannei und Geistesknechtschaft geherrscht als von Seiten der Theaterdirektoren gegenüber den heutigen deutschen Bühnendichtern.

Da hat's wenigstens einmal Einer öffentlich ausgesprochen, was er denkt und wie er das Publikum lenkt. Denn das Letztere vorschreiben als maßgebend und herrisch, ist albern. Das Publikum gewöhnt sich an Alles, an Gutes und Schlechtes. An den Direktoren liegt es, am Geistes-schlendrian, an der Denckfaulheit, am Unvermögen, ein Geistesprodukt zu beurtheilen, — daß die deutsche Bühne, was die

dargestellten modernen Werke betrifft, auf so niedriger Stufe steht. Vorhanden ist besseres Streben auch dort, man soll es nur auffuchen, es nicht verkommen lassen.

Aber es verkommt. Und die deutsche dramatische Muse sinkt immer tiefer in den Sumpf, und immer schwerer wird es, sie wieder herauszuziehen.

Denn das Publikum verroht natürlich mehr und mehr. Man kann sonst ein ganz guter Mensch sein und doch im Punkte der Kunst der gräulichste Barbar.

Ein Beispiel. Mehrere Damen aus der adeligen Gesellschaft sitzen im ersten Rang des Hoftheaters. Der Beobachter ist entzückt von ihrem vornehmen Wesen, ihrer einfachen, geschmackvollen Kleidung und ihrer humorvollen, geistreichen Unterhaltung. Aber leider hört diese Unterhaltung nicht auf, nachdem das Stück angefangen. Es wird ein Lustspiel, Namens „Tilli“, gegeben. Zwei junge Mädchen (natürlich!) haben die Absicht, sich am Schluß des Stückes zu verloben (selbstverständlich!). Tilli, die Heldin des Stückes, trägt rosa, die Andere blau. Es zeugte nun von der außerordentlichen Aufmerksamkeit der erwähnten Damen, als gegen Ende des zweiten Aktes, wo beide Mädchen auf der Bühne sind, die eine der Zuschauerinnen, vornehm durch ihr Glas schauend, zur Nachbarin sagt: Wer ist Tilli? Und die Andere antwortet: Die Blaue! während es doch in beiden Akten stets die Rosa gewesen. Und das Beste! Die drei sonst noch zur Gesellschaft gehörenden Damen widersprechen dieser Auskunft nicht!

Oder ein anderes Bild. Ein ernsteres, beachtenswerthes, neues Drama, welches viele Fehler aufweist, aber neben ernstem Streben doch auch manch' Schönes enthält, spielt sich ab. Neben mir hat eine Familie, aus Mann, Frau und zwei erwachsenen Kindern bestehend, Platz genommen. Sie unterhalten sich fortwährend. So etwas ist mir nun schon an und für sich gräßlich, nicht so sehr wegen der Störung selbst, als wegen der schiefen Urtheile, welche man unwider-

prochen lassen muß. Während ich aufmerksam den Personen auf der Bühne lauschte, glaubte ich neben mir Worte wie: Entsetzlich! Unglaublich! Unerträglich! zu hören. So unangenehm mir's war, ich bog mich näher herüber, um womöglich auch eine Begründung dieser Urtheile zu vernehmen. Da merkte ich aber, daß gar nicht von den Vorgängen auf der Bühne, auch nicht von dem Stück, — ja, überhaupt nicht vom Theater die Rede war. „Ich denke, Franziskaner, nicht wahr? Oder Sedlmayr?“ Dies sagte die Frau. Der Mann brummte dazu. Und eine ganze Zeit nachher hörte ich wieder: „Das Cotelette war ausgezeichnet, schade, daß deine Gänseleber so hart war!“ — — — Mir schauderte.

c) Musik.

Daß dem deutschen Volke viele bedeutende Ländichter erstanden sind, — wer wollte das leugnen! Aber populär im weiteren Sinne sind diese nicht, — Operettentänze und platte Gassenhauer sind bei den heutigen Deutschen am beliebtesten. Und selbst bei Denen, welche ihre großen Meister hoch halten, ist das richtige Verständniß für dieselben nur selten zu finden. Gerade in diesem Punkt gibt es entsetzlich viel Heuchelei. Sie wollen doch wenigstens so thun, als wenn sie's begriffen. Aber die guten Leute sind einfach nicht im Stande, sich in die Seele eines Musikwerkes von Bedeutung hineinzuversetzen. Sie können nur mit den Ohren hören, nicht mit dem Gemüth.

Die weiteren Kreise aber geben sich nicht einmal die Mühe, zu heucheln. Bei dem Schatz an Opern und Liedern, welchen sie besitzen, — mit was gibt sich ein junges Mädchen aus dem Bürgerstande ab? Sie spielt den Fatinigamarsch und singt Couplets, mit Endreimen in der Art wie dieser: Ja, das weiß ich nicht, das versteh' ich nicht, davon habe ich nie was gelernt . . .

Und die Eltern sitzen andächtig dabei und lauschen der

Kunst des lieben Töchterchens und freuen sich der Triumphe, welche sie erntet. Ob diese Leute nie etwas von Mozart, Weber, Wagner, Schubert gehört haben? Nein, davon haben sie nie was gelernt!

Als charakteristisch möchte ich noch erwähnen, daß das deutsche Volk eine eigene melancholische Art hat, Lieder zu singen. An humoristischen Gesängen sind die Deutschen ohne dies nicht reich. Aber auch fröhlichere Sachen werden in derselben gleichmäßig schwermüthigen Weise gesungen. Es fehlt ihnen die Fähigkeit, die verschiedenen Stimmungen in ihrem Gesang zum Ausdruck zu bringen. Die Musik wirkt vorwiegend beruhigend, geistesbetäubend auf sie ein, wie ein narkotisches Mittel.

d) Malerei.

Es war ein schöner Sommernachmittag. Man wanderte und fuhr hinaus zur „Ausstellung“. Als ich diese geputzten Damen und stutzerhaften Herren, diese aufgedonnerten Matronen und wohlbeleibten Väter sich dorthin bewegen sah, da kam es mir nicht so vor, als ob diese Ausstellung der Kunst gehöre. Meine Bedenken waren berechtigt. All' diese Leute fahren oder gingen zur Ausstellung, nicht um die Gemälde und Bilderwerke zu betrachten, sondern um bei den Klängen der im Ausstellungsgarten spielenden Musik auf und ab zu wandeln, sich betrachten zu lassen und Andere zu betrachten, — oder um im Freien gut zu Abend zu essen. Ueberhaupt ist mir's später aufgefallen, daß gewöhnlichere Leute, wenn sie von der „Ausstellung“ sprachen, gar nicht diese selbst, sondern den Aufenthalt im Garten und unter den Menschen verstanden.

In der Eingangshalle sah ich zwei junge Mädchen wieder, welche ich schon draußen wegen ihrer schönen Erscheinungen bewundert hatte. Eine braun, die andere blond, gingen sie Arm in Arm an den Bildern vorbei. Ich folgte ihnen, um zu sehen, wo sie endlich stehen bleiben würden.

Nichts schien ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, flüchtig überblickten sie Alles, trotzdem sie noch nicht oft dagewesen zu sein schienen, denn ihr Katalog war ganz neu. Nur die anwesenden jüngeren Herren erhielten etwas aufmerksamere Blicke. Endlich in einem Seitensaal blieben sie vor einem Bilde stehen, so lange, daß ich neugierig näher trat. Was war's? Ein Junge, der von einer alten Frau übergelegt war und durchgeprügelt wurde. Sie wollten sich ausschütten vor Lachen.

Ein anderes Bild wurde sehr belagert. Ich trat näher und sah mir die strahlenden Gesichter der Zuschauer an. Stumm, aber beredt betrachteten sie das Kunstwerk und immer neue kamen hinzu. Nach meinem Geschmack war's zum Davonlaufen. Eine Großmutter im Lehnstuhl auf der Wiese, schmutzige Kinder um sie herum, ihrer Erzählung lauschend. Stümperhaft gemalt und in den Gesichtern nichts als Hergebrachtes, kein ursprünglicher Zug. Mit einem Wort ein sehr mittelmäßiges Bild. Und dann, wie unwahrscheinlich, daß die Dorfkinder, anstatt herumzutollen, sämmtlich der alten Frau zuhören! Und wer hat ihr den großen Lehnstuhl herausgetragen? Die Dorfleute sind nicht so höflich. Aber das finden die Leute „reizend“. Sie haben überhaupt eine Vorliebe für Märchen erzählende Großmütter, die doch gewiß sehr selten vorkommen.

Was will ich mit diesen Beispielen sagen? Die Deutschen sehen weniger auf die Malerei, als auf den behandelten Stoff. Das „Wie“ ist ihnen gleichgültiger als das „Was“. An Werthvollem gehen sie stumm oder mit einer absprechenden Bemerkung vorbei. Das Niedliche, Reizende, Geschniegelte, Kleinliche gefällt ihnen vor Allem.

Und wie oberflächlich ist ihr Urtheil überhaupt! Eine alte Dame von riesigem Umfang steht vor einem großen Bilde mit vielen Figuren. „Das Kind ist entschieden zu klein!“ In diese laut gesprochenen, geistvollen Worte faßt sie ihr Urtheil zusammen und rollt pustend weiter.

Die einzige Bemerkung eines Offiziers gegenüber einem lebendig gemalten Schlachtenbild lautet dahin, daß die Achselstücke der Lieutenants zu breit seien.

Manche Maler kommen noch kürzer weg. „Scheußlich!“ sagt Einer, „Gräßlich!“ der Andere. Und das Gräßlichste ist, wie ihr Blick über herzerfreuende Werke hingleitet, als ob nichts da wäre als Wand! Oft stand ich und dachte: Wer wird sich nun endlich in dies Bild vertiefen, wer wird es zu würdigen verstehen? Sie kamen und gingen, kamen und gingen. Ich aber stand und sah und sah, und um mich ward's Abend, die Sonne sank hinter dem Walde, . . . auf dem Weg vor mir trieb ein Mädchen die Ziegen heim . . . Welch' ein Leben athmete diese Landschaft! Ich stand nicht mehr vor dem Bilde, nein, ich athmete die Luft des Waldes, der Natur . . . Das war Kunst! Großartigkeit der Kunst lag in diesem einfachen Vorgang. Man ging vorüber, man sah es kaum. Weil sie auch hier nicht fühlen, sondern nur sehen. Man muß verstehen, sich vor dem zu betrachtenden Bilde einen gewissen innerlichen Ruck zu geben, sich hinaus zu versetzen aus der Umgebung und zu vertiefen in den Vorgang, in die Stimmung des Bildes. Dann nur kann man ein Bild genießen, dann erst erfüllt die Kunst ihren Zweck, nimmt uns in ihren Bann und erfreut unser Herz. Und wenn ich nichts sehe, als den hinteren Theil eines Bauernhauses, mit Stroh gedeckt, einen Zaun, Obstbäume, Gras, Hühner, oder das Meer, Strand, Steine . . . Dagegen hochtrabende Darstellungen, — als: grandiose Landschaften einer fernen Welt, figurenreiche Geschichtsbilder und dergleichen, — können mich nur dann fesseln, wenn auch in ihnen jener Zauber der Wirklichkeit liegt, wie ich ihn in den oben erwähnten kleinen Landschaften unserer Gegend gefunden habe. Und so muß man nach meiner Ansicht über Gemälde urtheilen.

Da ist aber wieder die Kritik, welche den richtigen Sinn vermissen läßt. Sie macht nicht aufmerksam darauf, in lang-

weiliger Weise werden Bilder und Namen genannt, mit kurzen, oft sehr unzutreffenden Bemerkungen. Sie freut sich, wenn sie ihres Amtes ledig ist. Das beweist wohl zur Genüge der Kritiker eines der kunstbessigten Tagesblätter, welcher ein großes Gemälde besonders lobend hervorhebt, auf dem ein Bernhardinerhund mit seinem Jungen befindlich sei, während dieser Letztere doch in Wirklichkeit kein Junger des Bernhardiners, sondern ein kleiner schwarzer Pintscher war! Man kann sich nun ein Bild davon machen, mit welcher Aufmerksamkeit er die andern Gemälde betrachtet haben muß, welche er nicht besonders hervorhob, sondern nur anführte!

Was die neuen Bestrebungen der Malerei, als: Hellmalen, Naturalismus, betrifft, so sind diese natürlich auch nach Deutschland gedrungen. Man sieht hier Stoffe, die dem Naturalismus alle Ehre machen. Was sagen Sie zum Beispiel zu einem Gemälde von mehreren Metern Länge, welches — mit Ausnahme von ein paar Wäsche trocknenden Frauen im Vordergrund, die eigentlich nur Beigabe sind — nichts enthält als Ziegeldächer, und zwar Ziegel von der gemeinsten, gewöhnlichen Sorte, soweit das Auge reicht. Allerdings kann man in das Malen von Ziegelsteinen eine große Mannigfaltigkeit legen und jeden gewissermaßen charakterisiren. Oder auch — wirklich vortrefflich gemalt — ein Topfmarkt am Morgen, Topf an Topf, Napf an Napf, und alle braun . . . ich bedaure den armen Maler nachträglich, — oder ich bewundere ihn wegen seiner Ausdauer. Man könnte es auch Dede des Geistes nennen.

Dede des Geistes! Daß eine Anzahl bekannter Maler in ihrer Art Vorzügliches leistet, ist erklärlich, wenn man weiß, wie die Künstler jahraus jahrein eine „Spezialität“ beackern.

Was aber müssen solche Fabrikgewohnheiten für einen Einfluß ausüben auf die Betreffenden als Menschen, und schließlich auch auf die Auffassung der Kunst. Ein seltsam

geformtes Gehirn gehört überhaupt dazu, immer und ewig nur Schafe oder Kühe zu malen. Ein paar Mädchenaugen stets von Neuem zu studiren, das läßt man sich schon eher gefallen, und wenn Einer die „Spezialität“: Schmutzige Dorfstraße, erwählt hat, so ist das auch zu begreifen, denn der Schmutz läßt sich sehr vielartig gestalten, es gibt Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winter-Schmutz, es gibt Pfützen bei Abendbeleuchtung und bei aufgehender Sonne . . .

Nur etwas Beharrlichkeit, es wird schon gehen!

Da diese Art Künstler ihre Bilder meist gut verkaufen, — nicht nur, weil sie durch die große Übung eine besondere Fertigkeit in ihrer „Spezialität“ erlangt haben, sondern auch, weil es durch diese den Leuten leicht gemacht wird, die Namen der Maler zu behalten und sie in Folge dessen für die Bedeutendsten anzusehen, — so wird dieser fabrikmäßige Betrieb in der Kunst sich wohl mehr und mehr einbürgern. Immer praktisch! Zeit ist Geld! Sollen etwa nur die Maler diese modernen Lösungen nicht beherzigen?

Haben Sie schon einmal einen gewissen meergrünen Fleck gesehen von sehr saftiger, in der That außerordentlich schöner Farbe? Nun, dieser Fleck war ein Gemälde von Andreas Achenbach und für den „Export“ nach Amerika bestimmt.

e) Bau- und Bildhauerkunst.

Nichts Originales! So sehr ich bisher den Werth deutscher Eigenschaften anerkannt habe, so kann ich doch nicht immer loben!

Sie wissen zum Beispiel nicht das Richtige an den richtigen Platz zu stellen. Was sie irgendwo entlehnt haben, das wird überall angebracht. So baute König Ludwig von Bayern das Versailler Schloß in eine Einöde, ein Rococo-schloßchen neben mächtig bewaldete Berge.

In Berlin setzt man Riesenbauten neben kleine schmale Häuschen, und die verschiedensten Stylrichtungen wechseln

in den Straßen mit einander ab. Zudem ist der Schein und das Unehnte obenauf. Man stelle sich ein solches Haus vor ohne seine Nebengebäude. Nur vorn nach der Straße zu ein wenig Zuckerguß auf dem endlos tiefen nüchternen Teig! Allmählig verliert man den Sinn für wahre Harmonie, wenn man nichts Anderes sieht als dies wirre Durcheinander von Stylarten, diese nachgeahmten Sandsteinfacaden, Granitsäulen und Marmorbekleidungen. Durch Ueberladung sucht man diesen Gebäuden dann Ersatz zu geben und bedenkt nicht, daß das Falsche höchstens Berechtigung hat, wenn es bescheiden auftritt. Auch in den Innenräumen der Miethswohnungen nehmen gräßlich bunter Stuck und gräßlich bunte Oefen überhand. Aber Stuck ist ein Wort, das eine gewisse Summe bedeutet, nämlich die, welche der Miether mehr zahlen muß. Und in diese „modern“ „dekorirten“ Räume stellt nun die gute Familienmutter ihre „Einrichtung“, welche an Nüchternheit nichts zu wünschen übrig läßt. Denn auch die verzierteren Möbel weisen eine fürchterliche Geschmacklosigkeit und ein beängstigendes Einerlei auf.

Selten gibt's in den Läden wahrhaft künstlerisch gestaltete Möbel. Die hergebrachten Formen werden mit der den Deutschen eigenen Klebrigkeit des Geistes immer weiter verarbeitet. Und diese Dinge werden nun möglichst steif an den Wänden herum aufgebaut, jeder Stuhl hat seinen Platz, wo er „hingehört“. Immer dasselbe, wo man auch hinkommt. Wenn man eine „Einrichtung“ gesehen hat, kennt man alle. Ich will mich in jeder Wohnung im Dunkeln zurechtfinden, auch wenn ich sie noch nie betreten habe. Es fehlt im Volk der Sinn für gefällige, harmonische Gestaltung, es fehlt die richtige Ueberlegung, der rechte Blick. Man kann das an einzelnen Beispielen erkennen. Der Plan eines Neubaues ist ausgestellt, die Umgebung, die in der Nähe befindlichen Thürme sind auf der Zeichnung angedeutet. Da findet sich so leicht Keiner zurecht. „Das ist der Schloß-

thurm", erklärt Einer dem Andern, und dabei sieht der bezeichnete Thurm dem Schloßthurm so ähnlich wie die Mohrrübe dem Kürbis, — steht auch an ganz anderer Stelle, als Schloßthurm zu suchen ist.

Oder es sind Photographieen ausgestellt vom Kaiser Friedrich als Kronprinz, angefertigt schon eine ganze Reihe von Jahren vor seiner Regierung, die ja nur ein kurzes Martyrium war. Der Kunsthändler hat die Bezeichnung „Kaiser Friedrich“ darunter setzen lassen. „Ach!“ ruft eine Frau der andern zu, „hier ist er schon als Kaiser abgenommen, und sieht noch so frisch und gesund aus!“ Der Gedanke, daß die Bezeichnung „Kaiser Friedrich“ nicht korrekt sein könnte, kommt ihr nicht und sie überlegt auch nicht weiter. Es steht ja drunter, es ist ja gedruckt! Die Ehrfurcht vor jedem gedruckten Wörtchen spielt dabei auch ihre Rolle.

Ein Kunsthändler hat eine Spezialität daraus gemacht, das Monopol der Photographen, welche Original-Aufnahmen der kaiserlichen Familie angefertigt und in den Handel gebracht haben, zu umgehen. Er läßt die betreffenden Photographieen nachzeichnen und dann diese Zeichnungen vervielfältigen. Die Mehrzahl der Leute merkt den Schwindel nicht, trotzdem diese Bilder meist ganz grauenhaft sind und ungeheuer gegen die Original-Aufnahmen abstechen. Die Phantasie dieses Kunsthändlers oder seiner Gehülfen stellt auch rührende Gruppenbilder der kaiserlichen Familie zusammen und findet eine Schaar von Gläubigen, welche auch dies für Originale halten und „entzückt“ sind trotz der groben Verzeichnungen und der verunstalteten Gesichter darauf.

Die Architekten besitzen selten die Kunst, harmonisch zu gestalten. Sie bauen entweder zu prächtig oder zu nüchtern. Was Staatsbauten betrifft, so gibt es hier zwar manch' glücklichen Wurf, wo wirkliche Harmonie das Auge erfreut und fesselt.

Daß bei Privatbauten weniger Vollendetes geleistet wird, liegt eben an der Willkür der Bauherren und — an der Gleichgültigkeit der Baupolizei für ästhetische Fragen. Hier werden Dächer und Erker beschnitten, damit die festgesetzte Höhe des Hauses und die Breite der Straße gewahrt werde, und es wird dadurch ein Kumpf hingestellt ohne Glieder, — dort gestattet man die unschönsten Dinge, welche ganze Straßen und Plätze verunzieren. Auf die künstlerische Gestaltung der Stadt übt die Baupolizei lange nicht den Einfluß, welchen sie zum Heil des Ganzen ausüben müßte.

Dann wieder, um gewisse öffentliche Gebäude nicht zu „drücken“, muß Alles in der Umgebung derselben in gleichmäßiger Mittelmäßigkeit erhalten werden. Man scheint sich vor dem Bedeutenden zu fürchten. Daneben verfährt man barbarisch mit dem wirklich vorhandenen Guten. So werden die schönen Formen des massigen Schlosses mit einem gleichmäßigen schwärzlich-grauen Anstrich überzogen und auch die Sandstein-Verzierungen und -Bekleidungen an den Portalen und Fenstern verschwinden unter dunkler Farbe. Auf diese Weise wird jegliche Wirkung vernichtet.

Es ist ferner eine Eigenthümlichkeit, den bildnerischen Schmuck so an Gebäuden anzubringen, daß man nichts erkennen kann. Beispiele in Berlin: Der Fries am Kultusministerium und am Mosse'schen Haus auf dem Leipziger Platz, — beide unter'm Dach. Man sieht nichts als eine verworrene Masse von Leibern. Die beabsichtigte Wirkung tritt daher nicht ein, sondern es greift Mißstimmung Platz darüber, daß man sich erst den Hals ausreckt und dann doch nichts erkennt.

Im Uebrigen sieht man nicht viel figürlichen Schmuck von Bedeutung. Die höhere Bildhauerkunst hat daher wenig Zusammenhang mit dem täglichen Leben der Nation, nur bisweilen tritt sie hie und da hervor, wenn ein Denkmal gesetzt wird.

Denkmäler gibt es eine ganze Menge, selten aber ein wirklich erfreuliches. Man ist zwar trotzdem begeistert; das gilt der Idee, nicht dem Denkmal. Es gehört ein klarer Blick dazu, ein solches ganz seinem Zweck entsprechend herzustellen und es daneben harmonisch der Umgebung anzupassen. Da wird oft auf einfache Dinge nicht geachtet, zum Beispiel auf das Material. Gegen Stein hebt sich Bronze wirkungsvoll ab, gegen das Grün der Bäume aber der Marmor. Ein Bronze-Denkmal zwischen Grünem verliert an Werth, es tritt nicht hervor.

Wie wichtig ist überhaupt die Umgebung! Aber da stellen sie auf den Niederwald ein Denkmal, mit allerhand Emblemen verziert, wie ein Tanzsaal beim Schützenfest. Das paßt in eine Stadt wohl hinein, aber nicht in die großartige Umgebung der Natur. Hierher gehörte nur Fels und ein mächtiges Bildniß. Den Bildhauer, der sich in seinem Hermanns-Denkmal etwas Derartiges vorsetzte und durchführte, lassen sie verkommen, und als endlich an seinem Lebensabend dies Werk zu Stande kommt, da stellt man es so auf, daß es nur von rückwärts betrachtet werden kann.

Auch den beiden National-Denkmalern in Berlin fehlt es an Harmonie. Wenn aber allgemein behauptet wird, auf der Siegessäule sei die Figur, die Victoria, zu groß und stünde mit dem Uebrigen nicht im Verhältniß, so ist das ganz falsch. Die Victoria, die Säule und die darunter befindliche Halle stehen in ganz richtigem Verhältniß zu einander, außer Verhältniß ist nur der viereckige Unterbau, welcher zu schmal und zu niedrig ist, sowie die Reliefs daran als zu klein erscheinen. Vielleicht würde das Ganze gewinnen, wenn man auf die vier Ecken des Unterbaues Figuren setzte.

Das Kreuzberg-Denkmal hatte früher keinen Unterbau und wurde zu wenig gesehen, jetzt ist der Unterbau aus

Quadern so riesig geworden, daß sich das Denkmal ausnimmt, wie eine Nadel auf einem Tisch.

Aber wer sieht das! Und wenn man's nicht bemerkt, dann ist's ja so, als ob Alles gut wäre.

zwölftes Kapitel.

Wissenschaftliche Betrachtung.

Ehre der deutschen Wissenschaft! Nur kurze Zeit habe ich an ihren Brüsten gesogen und noch nicht Alles verdaut! Die Milch der Wissenschaft liegt halt schwer im Magen wie alle deutschen Gerichte.

Welch' ein Reichthum der Anschauungen zum Beispiel in der Philosophie! Welch' ein tiefes Eindringen!

Die kühnsten Schlüsse werden mit Erfolg gewagt. Ich bin ein Mann. Ich esse Brod. Also: Ich bin ein Brod essender Mann! — Ueberraschend, nicht wahr? Oder: Ich fühle, daß ich Kopfschmerzen habe. Schluß: Ich bin krank. — Welch' eine Tiefe der Weisheit!

An anderer Stelle berechnete Zweifel. Es fällt ein Stein vom Dach. Wissen Sie das genau? Sie haben es gesehen, sagen Sie.

Damit ist nichts gesagt. Gehen Sie zu einem deutschen Professor, der setzt Ihnen so mit Zweifeln zu, daß Sie schließlich selbst nicht mehr wissen, ob sie etwas gesehen haben. Er beweist Ihnen die Haare vom Kopfe fort.

Und wenn er erst ein Buch schreibt, der deutsche Philosoph! Das ist so durchdacht, so gelehrt, — daß man nichts versteht. Ich bekenne mich für überwunden, gegen die philosophischen Bücher in Deutschland komm' ich nicht an. Die

ersten Zeilen glaube ich zu verstehen, doch bald wird es mir wirr im Kopf, und am Schluß der ersten Seite kann ich einfach nicht mehr denken. Ich bewundere die Gelehrsamkeit, welche Das begreift, und fühle leider, daß ich's nie begreifen werde.

Es würde zu weit führen, alle Gebiete deutscher Wissenschaft zu besprechen. Was fremde Sprachen betrifft, so hat der Deutsche die wirksamste und interessanteste Art, solche zu erlernen. Er hat eine Grammatik. In diesem Wort liegt unendlich viel mehr als in dem „grammaire“ der Franzosen. Grammatik! Ich sehe einen festen Bau aus Quadern. Jeden Tag steigt er eine Quader hinauf, das sind die „Lektionen“. Sein Gedächtniß für Regeln ist großartig. Oben angelangt, weiß er alles, er hat eine Sprache gelernt. Der einzige Fehler hierbei dürfte der sein, daß man ihn in dem Lande, wo die betreffende Sprache zu Hause ist, nicht versteht. Wer wird aber auch gleich an das Weitgehendste denken! Wenn ihn nur seine Landsleute verstehen!

In der Geschichtswissenschaft kommt es darauf an, die Fürsten nebst den Jahrestagen ihrer Regierung, sowie die Schlachttage auswendig zu lernen. Hierum gruppiren sich für den weiter Forschenden die diplomatischen Verhandlungen, sowie die verwandtschaftlichen Beziehungen der Regierenden. Schön. Und das Volk? — Volk?! — Ja, die Masse, mit denen die Fürsten ihre Schlachten schlugen, die Sitten dieser Masse, ihr Charakter und Bildungsgrad, ihre Gebräuche und Trachten? Die Bauart ihrer Häuser, die Art ihrer täglichen Beschäftigungen, die Ausübung der Kunst, die Verbreitung der Wissenschaften? Der Zustand ihrer Felder und Gärten, ihre Sprache im Vergleich mit der unsrigen, ihr Benehmen bei großen Begebenheiten, in Kriegsnothen und Krankheiten? Ihr Glaube an Gott und die Erinnerung an sie nach ihrem Tode? — Hm! Sollte das nicht von untergeordneter Bedeutung sein? — Wie Sie meinen, ganz wie Sie meinen! —

So treiben sie auf's Großartigste Quellenforschung. Ich will mich nicht weiter versteigen, sonst dürfte die Quellenforschung in der Literaturgeschichte nicht unbeschrieben bleiben. Aber ich begnüge mich, um ein Beispiel anzuführen, mit der Mittheilung, daß es nach langen Mühen gelungen ist, den Stein aufzufinden, auf welchem Goethe gesessen hat, — als er sich den stärksten Schnupfen seines Lebens zuzog. Diese Reliquie wird jetzt mit ungeheuren Kosten in einem eigens dazu erbauten Eisenbahnzug in das Goethe-Archiv nach Weimar übergeführt.

~~~~~

Dreizehntes Kapitel.

## Die Herren von heute.

—————

Die Sonne der Zeit brütete ein Wesen aus, das nennt sich Industrie. Sein Heim ist die ganze Welt, sein Diener die emsige Menschheit. Und es wächst immer gewaltiger an und zwingt Alles zum Gehorsam. Sein treuer Genosse ist der Handel und sein wichtigster Gehülfe die Technik.

Weil es aber von Tag zu Tag eigennütziger wird und selbstbewußter, will es nichts Anderes mehr neben sich dulden, und die holden Traumtage der Menschen sind vorbei. Dies Wesen, das zum Gotte Mammon betet, pufft sie und spricht: Schaut um Euch! Rührt die Hände! Arbeitet für mich. Ich bin die Beherrscherin der Erde. Erwirb — und stirb.

Bei diesen Worten geht ein Schauer durch die menschlichen Seelen. Jede scheint ihnen die Welt. Es ist ihnen, als ob man die Liebe aus ihren Herzen risse. Das Glück der Dichter wird als Schwärmerei verschrieen. Sogar die



Natur, die theure, gütige, herrliche Mutter, bedeckt ihr Antlitz und über sie lagert sich der Ruß der Fabriken.

Das Gedenken an die liebenswürdigere Vergangenheit, die Poesie, die Liebe, — sie ziehen sich zurück in stille Winkel, bis man sie auch dort vertreibt. Es gibt in Deutschland noch eine Anzahl solch' geweihter Plätzchen, auf dem Lande im heimlichen Walde und selbst in der großen Stadt, im Stübchen, im Palast.

Aber in keinem Volk ist sie mächtiger als hier, diese gewaltige Dreiheit. Wie sie sich drängen, ihr zu dienen! Wie sie ihre Lebenskraft daran setzen und ihr Gehirn abmartern! Sie haben aufgehört, Menschen zu sein, sie sind nichts als die vollkommenste Maschine im Dienste ihres Herrn. Wenn man sie hasten und jagen sieht durch die Straßen der Großstadt, wie sie an einander vorbeirennen ohne Mitgefühl, wie sie nur ausblicken nach ihrem Vortheil, — und wenn man dann daran denkt, daß der Geist dieser Menschen sich immer mehr ausbreitet über Stadt und Land, daß jede Fabrik einen neuen Schritt vorwärts bedeutet in diesem Sinne, — dann möchte man ausrufen: Unglückliche Zeit und unglücklicheres Land! —

Aber wie? Dient nicht all' dies Schaffen zu neuem Fortschritt, zu neuer Erkenntniß? Sicher ist dies: Deutschland's ruhige Tage, da es Einklehr hielt in sich selbst und sich selber lebte, sind dahin. Die Deutschen suchen nicht mehr ihr Glück in der eigenen Brust, sie sind Männer der Zeit, Männer der That geworden, und in ihren Mienen spiegelt sich die Eier nach Erwerb.

Am schlechtesten fahren dabei Diejenigen, denen ihre Mittel nicht die Theilnahme am allgemeinen Wettkampf gestatten. Das sind die modernen Sklaven. Das Gold der Reichen hält sie in einer Abhängigkeit wie nie zuvor. Wie kommt das? Die Kleinen werden aufgesogen durch die Großen.

Da sind nun in Deutschland nicht so sehr die gewöhn-



lichen Arbeiter zu beklagen, als die besser gebildeten Kreise der Handlungsgehilfen, der Bureaubeamten. Dem Arbeiter, welcher außerdem höher bezahlt wird, wendet sich die Gunst der Leiter des Staates zu, es wird ihm gesetzliche Hülfe für Unfälle, Krankheit und Alter gesichert. Die Arbeiter haben's eben verstanden, laut genug um Hülfe zu rufen, und nöthig hatten sie's ja. Sie bilden eine politische Partei und genießen Vertretung im Reichstag.

Welche Partei aber gedenkt der Unzahl von Buchhaltern, Schreibern, jungen Kaufleuten, die nie daran denken können, sich selbstständig zu machen, die Tag für Tag die Truhe ihres Herrn füllen helfen, deren Antlitz fahl wird unter der heißen Gasflamme, die bis in den späten Abend ihre mühsame, ungesunde Arbeit geduldig verrichten für einen wahrhaft kärglichen Lohn? Und doch haben sie durch ihre Erziehung andere Ansprüche kennen gelernt, die fortdauernde Armiseligkeit ihres Daseins ist mehr zu beklagen als das gelegentliche Elend der Arbeiter. Die gänzlich Verkommenen bilden sich ja durchaus nicht immer aus Letzteren, sondern sehr oft aus besser Gebildeten. Und diese müssen dem Staat gefährlich werden, wenn das Maß ihres Leidens erfüllt ist. Ihnen sollte man helfen. Aber, wie gesagt, wer kümmert sich um sie? — Das sind die Bedauernswerthesten. Sie sind die Sklaven ihrer Herren und die Herren sind die Sklaven ihrer Zeit.

---



## Mühlendamm und Kaiser Wilhelm- straße.

---

Als ich eines Nachmittags über die Kurfürstenbrücke schritt, wandelte mich die Lust an, ein wenig am Wasser entlang zu schlendern und mir die Obstfahne und Fischkästen zu betrachten. So kam ich an die Kaiser Wilhelmbrücke und blieb dort stehen, um die prachtvollen Neubauten an jener Stelle genauer zu mustern. Es ward allmählig dunkel, Wolken hatten sich vor die untergehende Sonne gelagert. Ein eigenthümliches, ein wenig unheimliches Gefühl, wie es uns zu jener Tagesstunde öfters eigen, beschlich mich. Das Verschwinden der Allmutter Sonne, die uns Leben und Licht gibt, macht uns bange.

Als ich mich umwandte nach den grauen Massen des Schlosses, sah ich einen alten Mann neben mir stehen, gewöhnlich gekleidet, ein wollenes Tuch um den Hals, eine graue Mütze auf dem Kopf und eine Pfeife rauchend. Ich fühlte, wie sein Blick auf mir ruhte und daß er mit mir ein Gespräch anknüpfen wollte. Ich war in der Stimmung, seinem Wunsch entgegenzukommen.

Schöne Häuser! begann ich. Er machte so eine Bewegung mit dem Kopf und sah dann zur Seite, als wenn er sagen wollte: Hat seinen Hafen. Nach einer Pause rückte er mit der Sprache heraus. — Da sehen Sie, was die Juden können, sagte er. Früher Mühlendamm, jetzt Kaiser Wilhelmstraße.

Ich verstand ihn nicht recht, bis er mir's erklärte. Der schmutzige Mühlendamm, wo die Juden alte Sachen feil



gehabt, sei die erste Station auf ihrem Wege gewesen. Darüber seien sie nun längst hinaus und die reichsten Leute Berlin's geworden. Dies hier sei wieder eine Station. Die prächtige, mit riesigen Kosten errichtete Kaiser Wilhelmbrücke, am alten, ehrwürdigen Schloß vorbei, führe — wohin? Ich möchte mir, so sagte der Alte, die Firmenschilder ansehen auf diesem neuen Mühlendamm. Gerade jetzt sei der alte abgerissen und zur selben Zeit diese großartige Gründung hervorgetreten. — Seltsam, — nicht wahr?

Ich begriff noch immer nicht, weshalb der Mann so schlecht auf die Juden gestimmt sei und erwiderte, das sei doch ganz gleichgültig, ob diese neuen Läden von jüdischen oder andern Mitbürgern gemiethet würden . . . — So?? meinte er, und mich traf ein argwöhnischer Blick. — Nach meiner Ansicht, so fuhr er fort, beweist diese neue Judenstraße auf's Schlagendste, wie die Kinder Israels sich auf diesem fetten Boden emporgeschwungen haben.

— Lieber Freund, erwiderte ich, sind Sie neidisch?

— Ich? Worauf? Ich habe, was ich nothdürftig brauche, zum Leben, und bin nicht an Besseres gewöhnt. Nein, neidisch bin ich nicht. Aber es gibt mir zu denken, wenn ich sehe, wie der Einfluß der Juden mehr und mehr wächst, wie sie ein Glied unseres Körpers nach dem andern verschlingen!

— Oho! erlaubte ich mir zu entgegnen und sah mir den Mann etwas aufmerksamer an. Es war dies also ein Antisemit vom reinsten Wasser! Einen Augenblick war ich im Zweifel, ob ich mich nicht je eher je besser der unlautern Nähe dieses Mannes entziehen sollte, — doch irgend Etwas, ich weiß selbst nicht was, hielt mich noch auf. Vielleicht war es nur die bequeme Stellung, die ich am Gitter der Ufermauer einnahm und die mir nach langem Umherschlendern wohlthat. Und dann fühlte ich mich denn doch veranlaßt, meinen Standpunkt ein wenig hervorzuheben. Ich suchte dem Mann zu beweisen, daß die Juden ebenso gut Menschen



seien wie jeder Andere, daß das Gesetz keinen Unterschied kenne zwischen Jude und Christ und daß es einen Rückfall in's Mittelalter bedeute, wenn man einzelne Klassen der Gesellschaft etwa nicht theilnehmen lassen wolle an den Rechten der Gesammtheit.

Er bestritt heftig — indem er sogar seine Pfeife ausgehen ließ — daß die Juden gut seien. Neunzig Prozent aller Bucherer in Deutschland seien Juden, trotzdem diese doch nur einen so kleinen Bruchtheil der Bevölkerung ausmachten. Die Landbevölkerung gerathe immer mehr in die Hände dieser Leute und, wenn es so weiter gehe, werde bald aller Grund und Boden den Juden gehören. Und hier in Berlin erst! Da seien sie oben auf. Das sei so ein Feld für ihre Schachernaturen. Im Thiergartenviertel, dem feinsten Berlin's, stünden nur jüdische Wohnhäuser und Villen. Es sei ordentlich unangenehm, dort spazieren zu gehen. Ganze Straßenzüge — und zwar die prächtigsten — wiesen durch mehrere Stockwerke hindurch nur jüdische Firmen auf . . .

Ich unterbrach den guten Mann mit dem Hinweis darauf, daß die Juden wohl im kaufmännischen Leben intelligenter und gewandter sein müßten als die Deutschen. Sie seien eben unternehmend und würfen sich immer auf's Richtige. So, um nur ein Beispiel anzuführen, nach Freigebung des Radfahrens in den Straßen, sofort auf Verleihanstalten für Fahrräder —

— Ja, wie die Fliegen auf den Mist! unterbrach er mich höhnisch. Ich ließ mich nicht abschrecken und sagte ihm, daß es unverstandene jüdische Genies in Folge dessen nicht gäbe. Sie wüßten sich in allen Lebenslagen zurechtzufinden.

— O und die Standhaftigkeit! fuhr nun mein Alter fort. Wer seit zehn Jahren nichts mehr sein eigen nennt, im Gegentheil noch beträchtliche Schulden hat eingehen müssen, — und dennoch in einer der prächtigsten Straßen Berlin's ein glänzendes Leben führt, Gäste zu verschwenderischen



Mahlzeiten bei sich sieht, Theater und Konzerte besucht und großartige Bestellungen macht — natürlich ohne dieselben zu bezahlen; wer die Verarmung auf solche muthige Weise erträgt: der hat Erfindungsinn, Geduld und vornehme Gesinnung! Was würde ein Deutscher gemacht haben? Er würde feige verzweifelt und sich zurückgezogen haben. Vielleicht hätte er sogar alles ihm noch gebliebene Hab und Gut verkauft, um seine Schulden damit zu bezahlen, hätte sich womöglich einfacher eingerichtet, um mit den ihm noch gebliebenen Einnahmen auskommen zu können, — mit einem Worte, er hätte gehandelt wie ein Dummkopf. Wer aber sieht es denn den von Gesundheit und Lebensmuth strotzenden Leuten an, daß so und so viel niedrig geborene, unfläthige Handwerker durch sie ihre paar Groschen entbehren? Du lieber Gott! Solche Leute leben weiter, auch wenn sie Steine essen müßten, aber wer auf den Höhen der Menschheit wandelt oder früher einmal aus Posen eingewandert ist, — wer ersetzt dem seine aufgegebenen Vergnügungen, seine verlorenen Schätze, seine eingefallenen Wangen?!

— Lieber Mann, sagte ich, Sie fassen Alles etwas schweremüthig auf, das ist nicht gut für Ihre Gesundheit.

Er hörte mich nicht. — Wenn sie so ankommen, sagte er mit bitterem Lächeln, — wie die langbeinigen Spinnen, die nach Opfern ausgehen oder wie solch' fette runde, vollgefressene, . . . das Kreuz hohl und ein unverschämtes Grinsen im Gesicht . . . Oder wenn man sie auf der Reise beobachtet oder auf der Straße, wie sie sich wichtig machen und zum Beispiel dem dienenden Personal prozig gegenüber treten, da wird's Einem ordentlich heiß zu Muth — —

— Das mag ja Alles vorkommen, warf ich ein. — Aber er ließ mich nicht ausreden. — Nächstens, fuhr er fort, müssen an jüdischen Festtagen die Springbrunnen springen zur Freude Israels und die parlamentarischen Sitzungen am Schabbes ausfallen! — Ich erwiderte: Und warum nicht? Soll auf die jüdischen Festtage weniger Rücksicht



genommen werden als auf die katholischen und protestantischen? — Dies schien ihn zu verblüffen, er war ganz still. Und dann, sprach ich weiter, Sie führen da lauter Einzel-  
dinge an, die Ihnen wohl 'mal im Leben aufgefallen sein  
mögen, Sie reden von Bucher und andern Schandthaten.  
Aber, wenn es einzelne schlechte Menschen unter den  
Juden gibt, müssen deshalb alle darunter leiden? Sie  
werden doch nicht um einzelner unwürdiger Subjekte willen,  
— die es ja überall gibt, — gleich die Gesamtheit ver-  
urtheilen? Gehen Sie, das ist keine christliche Milde! —  
Ich wandte mich um. — O nein! hörte ich ihn laut rufen,  
das ist nicht richtig! Einzelne, o Einzelne gehen ja an, es  
gibt sogar recht gute, — aber die Gesamtheit, werther  
Herr, die ist es grade, welche nicht zu uns paßt!

— Sovo! erwiderte ich. Das ist ja der reinste Massen-  
haß . . .

— Nun freilich, meinte er, der steckt uns schon im  
Blut. Das sehen Sie schon daran, daß Witze über Juden  
immer Schadenfreude erregen.

— O, rief ich entrüstet aus, das ist ein Schandfleck  
des Jahrhunderts, wie Sie Ihre Mitbürger behandeln!

— Wir sie behandeln? sprach er erregt weiter. Nein,  
— sie uns behandeln! Und was Sie da von Mitbürgern  
sagen, — pah, sie selbst fühlen sich ja gar nicht als solche!  
Sie sind gekommen, um hier reich zu werden, und erreichen  
sie das hier nicht, dann ziehen sie eine Station weiter nach  
Paris. Hier waren sie Deutsche, dort sind sie Franzosen; wo  
ihr Geld ist, ist ihr Vaterland. Unsere Erfolge theilen sie  
mit uns, unsern Beschwerden gehen sie aus dem Wege.  
Die Begeisterung von 1870 machten sie gerne mit, aber  
zum Beispiel jetzt vor der Kolonialbegeisterung hüten sie  
sich. Weil sie nur die Gefahren sehen und den hohen pa-  
triotischen Sinn nicht erkennen, welcher darin steckt. Natür-  
lich! Ueber's Meer fahren, womöglich seekrank werden, —  
stellen Sie sich doch einen jüdischen Schiffskapitän im See-



sturm vor! Und die wilden Völker! Wie leicht kann man da aufgefressen werden! Haben Sie schon einmal etwas von einem jüdischen Lebensretter gehört? Ich nicht. Ebenso wenig wie von einem jüdischen Droschkenfutscher, Gepäckträger oder Dienstmädchen . . .

Mir fiel ein jüdischer Knabe ein, mit dem ich vor einiger Zeit im Thiergarten auf einer Bank gesprochen. Ach, sagte er mir unter Anderem, Deutschland ist doch eigentlich ein sehr gewöhnliches Land! Frankreich und England gefallen mir viel besser, die sind viel interessanter! — Dieses richtige Urtheil hatte mich erfreut. Und ich fragte mich jetzt: Sollten die Juden so ganz Unrecht haben, wenn sie dies Deutschland nur so als Vaterland zweiter Güte betrachten und die lieben Deutschen zu beherrschen versuchen? Und noch haben sie die Gleichberechtigung nicht einmal ganz erreicht. Sie können noch nicht Offizier werden, wie ich mit Staunen von diesem Knaben vernahm, dessen sehnlichster Wunsch der bunte Rock war. — Denn, sagte er, man kann dann später eine viel bessere Partie machen. Offizier wollte er nun gerne werden, der Kleine, aber was ihm nicht gefiel, war das eiserne Kreuz. — Ein sehr gewöhnlicher Orden! meinte er. Nur aus Eisen!

Ich hatte den Alten nicht mehr beobachtet. Da berührte er leise meinen Arm und flüsterte mir zu: Ich hatte drei Töchter, Gott weiß, daß sie schön und gut waren wie die Engel! Aber ich bin nicht reich, und da sind sie eine nach der andern fort . . . sind mir gestohlen von solchen — die Stimme des Mannes bebte, seine Faust zitterte am Herzen . . . Er sah mich an, wandte sich um und ging schweigend davon.

Er war eben ein unverbesserlicher Antisemit und Rassenhasser!



## Die Soldaten.

---

Man sagt, das deutsche Heer sei das beste der Welt. Am meisten davon überzeugt sind die Deutschen selbst. Bestärken wir sie in diesem Glauben. Machen wir sie recht hochmüthig! Hochmuth kommt vor dem Fall.

Ein großer Theil der Bevölkerung ist in den bunten Rock verliebt. Wenn eine Abtheilung Soldaten über die Straße marschirt, recken sich die Vorbeigehenden die Hälse aus, ist gar Musik dabei, so laufen sie ihr nach. Die Augen der jungen Mädchen verschiedensten Alters erhellen sich, und wenn sie nicht dreist stehen bleiben und sich ganz ihrer Wonne überlassen, so eilen sie verschämt, aber doch innig erregt, gleichwie unter einem sie betäubenden süßen Traum, vorüber.

Das Wichtigste, was der Soldat zu lernen hat, ist der langsame Schritt, daraus folgt alles Uebrige. Derselbe kann in drei oder auch in fünf Tempos zerfallen, — das Letztere für die Neulinge, das Erstere, welches bereits einen höheren Grad der Erkenntniß voraussetzt, für die geübteren Soldaten. Der deutsche Soldat ist hierdurch zu Allem befähigt, auch der Offizier muß während seiner ersten Ausbildungszeit den langsamen Schritt lernen. Ich theile Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß ich fest überzeugt bin von etwas Geheimnißvollem, Zauberkräftigem, das in diesem langsamen Schritt steckt, aber für fremde Augen vorläufig nicht erkennbar ist. Ich muß es herausbekommen. Es ist nämlich erstaunlich, was schon nach wenig Wochen aus den jungen ungeschickten Rekruten geworden ist. Bleibt diesen Leuten auch immer ihre rohe äußere Hülle, so ist doch klar,



daß sie bald ganz andere Menschen werden. Sie werden für ihre Verhältnisse gewandt, gelehrig, anständig; was ihnen aufgetragen werden mag, sie führen es aus. Sie sind gleich brauchbar als Kindermädchen wie als Patrouillenführer.

So die Offiziere. Sie übernehmen jeden Posten mit selbstbewußter Miene. Sie sind weit mehr als nur Exerziermeister. Sie sind Lehrer in militärischen Erziehungsanstalten. Sie wissen sich in jeder Gesellschaft beliebt zu machen. Sie gehen als Spione in fremde Länder, durchforschen unbekannte Welttheile mit Glück und Ausdauer. Sie beziehen als Dreißigjährige noch einmal die Schulbank der Kriegsakademie, werden gewandte Hofleute, diplomatische Vertreter und Gesandte, ja der Weg zu fremden Thronen steht ihnen offen und dünkt ihnen nicht zu hoch. Einem Offizier, der sein Lebtag bei der Fußtruppe diente, übergibt sein König das Kommando über die Marine, und dieser Offizier füllt seinen Posten nicht nur zur Zufriedenheit aus, sondern wird von großer Bedeutung für die ihm unterstellte Seemacht. Ja, wenn einem Offizier von seinem Kriegsherrn geheißen würde, umgehend zum Monde aufzufliegen, er würde keine Miene verziehen und seine Anstalten dazu treffen. Noch mehr, ich bin überzeugt, daß es ihm gelingen würde.

Das ist die spartanische Disziplin.

König Friedrich Wilhelm I. ist der Schöpfer derselben in Preußen. Man nennt es dort „Dienst“. Die Betheiligten aber nennt man „Borgesezte“ und „Untergebene“, Wortbildungen, welche an Häßlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, aber auch nichts an dienstlicher Kälte. Bei dem Wort „Borgesezter“ durchschauert es Einen, man rückt in Gedanken die Hacken an einander und muckst nicht.

Es ist seltsam! was sonst als Beleidigung gilt, gleitet im Dienst spurlos am Menschen ab. Es fallen da sehr häufig nicht eben sanfte Worte. Man schluckt sie herunter — als „im Namen des Königs“ erhalten. Wer je einen wüthenden Kommandeur gesehen, den ein untergebener



Offizier bei der Uebung das Unglück gehabt hat, mißzuverstehen, — der weiß erst die Geduld des Letzteren zu würdigen. Tritt dann der Untergebene ein anderes Mal als Vorgesetzter auf, so hat er allerdings Gelegenheit, alles wieder abzuladen, was er seiner Zeit verschluckt hat.

Für Vieles entschädigt ihn die Kameradschaft. Und außer Dienst kann er ja so stolz sein wie er will. Wer die Bedeutung des Wortes Kameradschaft verstehen will, muß an etwas denken wie Brüderschaft, Freundschaft. So innig verbindet sie der Kitt ihres Berufs. Gipfelpunkte der Kameradschaft im Frieden sind: das Manöver, „Königs Geburtstag“ und das „Liebesmahl“. Bei allen Dreien wird viel gegessen und getrunken.

Es liegt übrigens etwas Ideales in dieser Kameradschaft, die sich vielleicht noch mehr im Gefühl als in Handlungen kundgibt, doch auch in diesen. Ueberhaupt ist ja das deutsche Heer eins der wenigen verkörperten Ideale der Teutonen. Natürlich hat es schon in Folge dessen viel Feinde im eigenen Volk.

Auch wird der Soldat schnell wieder ein Anderer, wenn er ausgedient hat. Nicht der Offizier und Unteroffizier, diese behalten ihr Gepräge für's ganze Leben. Aber der Gemeine, welcher nur 2—3 Jahre dient, nimmt schnell die Gewohnheiten seiner neuen Umgebung an. Schon am Abgangstage tobt er sich recht aus, Keiner hat ihm ja mehr etwas zu sagen, und wenn er seinem früheren Unteroffizier begegnet, so sucht er etwas darin, eine möglichst ungezwungene, undienstliche, vertrauliche Haltung anzunehmen. Dennoch rühmen sie sich gerne ihrer Dienstzeit und sprechen mit Behagen davon, so oft die Gelegenheit sich dazu bietet.

Um so weniger wird man's dem Offizier, der sein Leben lang dient, verdenken, wenn er auf seinen Stand stolz ist bis zur Nichtachtung anderer Stände. Obwohl in der Instruktion für den Soldaten gleich zu Anfang besonders darauf hingewiesen wird, daß „Zivilisten“ auch



Menschen seien und der Soldat sich denselben gegenüber nicht hochmüthig betragen müsse, so wird sich doch der Stolz auf seinen Säbel und seinen Rock nicht aus dem deutschen Militär herausbringen lassen.

Ich kann mir nicht helfen, diese deutschen Uniformen sind unglaublich steif und unschön nach meinem Geschmack. Es gibt nur ein Wort, sie recht zu bezeichnen: preußisch. Alles so regelmäßig, so abgepaßt, so „gut sitzend“. Und wie unbequem gewiß! Aber der Mensch gewöhnt sich an Alles. Warum nicht auch an die preußische Uniform! Die Leute sehen sogar äußerst vergnügt aus mit ihren eingepreßten Hälsen und den Helmen, die immer an einer Stelle drücken. Da ist zum Beispiel auch die Offiziersschärpe. Sie zwingt den Bauch zusammen und es gehören stets zwei Personen dazu, um sie anzulegen. Und dann verliert sie zur Verzweiflung der Lieutenants nach  $\frac{1}{2}$ -stündigem Tragen ihren Sitz vollständig, rollt sich zusammen oder hängt zu sehr herab und was dergleichen Leiden mehr sind. Wie viel bequemer wären die breiten von der Schulter zur Hüfte gehenden Adjutantenschärpen und wie viel fleidsamer!

Was übrigens die Uniformen anbetrifft, so sind jetzt „Reformen“ zu Stande gekommen. Die Soldaten erhielten bereits andere Brodbeutel.

Ich sprach von dem Stolz des Offiziers. Unter diesem Stolz verbirgt sich jedoch, hauptsächlich bei den weniger Wohlhabenden, meist ein gutes, empfängliches Herz. Ueber die reicheren Kavallerieoffiziere kann ich weniger urtheilen; mir scheint, als ob dort dies gute Herz nicht so häufig angetroffen werde. Sie sind blasirter, verwöhnter, grüßen ihre Kameraden von der Fußtruppe sehr flüchtig und haben dies Sich-besser-dünken auch ihren Untergebenen mitgetheilt, die mit hochmüthiger Miene auf ihren Pferden sitzen.

Ich spreche also hier vom Infanterieoffizier. Er ist gefällig und zuvorkommend, liebt das Leben und die hübschen Frauen, und fühlt begeistert für die Größe des Vaterlandes.



Auf seinem Zimmer, seiner „Bude“, ist es meist einfach, aber gemüthlich. Ein eigenes Verhältniß besteht zwischen ihm und seinem Burschen. Man kann nicht sagen, daß er diesen durch Höflichkeit vermöhte. Er hat immer viel an ihm auszusetzen und wird leicht ungeduldig. Aber dann entschädigt er ihn durch ein Wort, einen Witz, irgend eine Erfindung über sein Leben oder seine Heimath. Er sagt zum Beispiel sehr ärgerlich: Du bist der größte Schafskopf, den diese Welt erzeugt hat! und singt ihn im nächsten Augenblick an, um Balsam auf seine Wunde zu träufeln, zum Beispiel mit der Variation aus Don Juan: Reich mir den Strumpf, mein Leben! . . . Und der Friede ist gemacht. Manchmal, bei schlechter Laune, ist ihm das Burschengesicht mit dem vielleicht nicht sehr klugen Ausdruck überall im Wege, er behandelt ihn ungefähr wie seinen Mops, dem er einen Fußtritt verabfolgt. Aber dann hat er wieder weiche, milde Regungen, ist besorgt um seine Gesundheit, schenkt ihm etwas und handelt für seine Zukunft. — So herrscht im Allgemeinen ein sehr gutes, so zu sagen familiäres Verhältniß zwischen ihm und seinem Burschen, das sich unter rauher Schale versteckt. Dies familiäre Verhältniß waltet im erhöhten Grade zwischen Letzterem und dem Haushalt eines verheiratheten Offiziers. Es überträgt sich auf die Frau, die Kinder und — die Köchin. Sogar bei Gesellschaften steht der Bursche, in Livree gesteckt, seinen Mann. Nun, diese Gesellschaften, — sie sind allerdings so langweilig wie möglich. Es ist mehr eine Abfütterung mit dazu gehöriger Unterhaltung. Der Offizier besucht diese Gesellschaften seiner Kameraden meist nicht gern. Aber wie benimmt er sich dabei! Er ist von Anfang an vergnügt, scheint sich „brillant“ zu unterhalten und ist immer in Bewegung. Sich abschließen, an den Thüren stehen oder in Ecken sitzen, den „Brummigen“ machen, — das gibt's nicht. Er thut seine „Pflicht“. Er sucht in seinem Gehirnkasten alle Witze zusammen, die er je gehört und bringt sie an; denn eine



ernste Unterhaltung hält er für ebenso unanständig wie gar keine. Endlich, unten vor dem Hause, nachdem er noch schwerbetrübt seine fünfzig Pfennige Trinkgeld abgeladen, athmet er auf und entschädigt sich für die gehabtten Anstrengungen im Verein mit seinen Kameraden bei einem Glase „Echten“. Morgens um 7 Uhr beim „langsamen Schritt“ ist er dann ein wenig schlecht gelaunt. Wer wäre das nicht!

Vergleiche ich nun den Ausbildungsgrad des deutschen mit dem des französischen Soldaten, so sticht die angeborene Schwerfälligkeit des Ersteren doch sehr hervor. Er leistet alles Mögliche, das soll nicht geleugnet werden. Aber man kann von einem Elephanten nicht verlangen, daß er auf Bäume klettert. Der deutsche Soldat ist zum Vorgehen in Massen gut geeignet, nicht zum Einzelgefecht. Schon wenn er sich im feindlichen Feuer zu Boden wirft oder sich wieder erhebt, — welche Welt von Schwerfälligkeit liegt in diesen Bewegungen! Das dauert Alles eine Ewigkeit, währenddem er pustet, sein Gesicht sich röthet und die Augen vorquellen. Daß er auch wenig selbstständig ist, dürfte bei dem Charakter des Volkes natürlich erscheinen. Er führt Alles aus, aber nur, wenn es ihm befohlen wird. Wenn er auf eine Mauer los marschirt, und es wird nicht Halt kommandirt, so trampelt er vor der Mauer weiter, anstatt stillzustehen. Er muß dies nach seiner Vorschrift thun. So erzieht man den deutschen Soldaten zur Selbstständigkeit.

---



## Vom deutschen Richter.

---

Diesem fehlt etwas Wesentliches: die Phantasie!

Sie lächeln und glauben, der Richter müsse eine sehr nüchterne Persönlichkeit sein, — „fühl bis an's Herz hinan?“ Sie halten „das Recht“ für etwas Eisenhartes, Unbewegliches, Göttliches? . . .

Wie falsch! Im Ernste, wie falsch, lieber Freund! Menschlich soll das Recht sein, menschlich der Richter. Es liegt eine Ironie darin, daß im Deutschen sich „Richter“ auf — „Dichter“ reimt. In der Wirklichkeit reimt sich dies Beides nämlich gar nicht, und doch sollte der Richter die wichtigste Eigenschaft des Dichters, Phantasie, besitzen. Nicht jeder Mensch kann Phantasie haben, das ist wahr, und auch nicht jeder Richter, — — aber, wenn nun fast Keiner sie hat? . . . Wenn man etwas darin suchte, sie nicht zu haben? Wenn man es für die Hauptzierde eines Richters hielte, sich starr und fest hinzustellen und zu sprechen: Da bist du, der Verbrecher, hier bin ich, das Recht? . . .

Wo aber bleiben der „Mensch“, das „Leben“, die „Leidenschaft“, die „Umstände“? — Wird genügend darauf Bedacht genommen? Nein! — Eine Frau, die ihren Mann im Streit erschlagen, ist nicht ein gereiztes, beklagenswerthes, unglückliches Menschenkind, — denn welche Frau wird ihren Mann zum Vergnügen tödten! — sie ist schlechtweg eine „Mörderin“, eine „gemeine Verbrecherin“.

Ja, hier darf der Richter nicht mit seinem Maß allein messen, er darf der Sache nicht unparteiisch gegenüberstehen (welch' schreckliches Wort: „unparteiisch“, wie unmöglich, wie



nichts sagend!) er muß Partei zu gewinnen suchen. Hineinversetzen muß er sich mit lebhafter Phantasie in die Beweggründe der That, in den Charakter des Weibes, wie des gemordeten Mannes, vergegenwärtigen muß er sich den Hergang selbst, als habe er in der Haut des Weibes gesteckt. Dann wird er über sie urtheilen können, sonst nicht.

Ein junges, blühendes, arbeitames Mädchen. Sie vertraut ihm und heirathet ihn. Da zeigt er sich, wie er ist. Nur ihres gesparten Geldes wegen hat er sie zur Frau genommen. Sie glaubte ein freundliches Loos verdient zu haben und erkennt jeden Tag mehr, an welch' gemeines Herz, an welch' Thier sie gefettet ist.

Da widert das Eheleben mit diesem Säufer und Brähler sie an. Aber sie ist geduldig und harrt aus. Ihre Schönheit verschwindet im Gram. Er hat ihr Leben zerstört. Manchmal denkt sie: wenn er todt wäre! und Wuth gegen ihn überkommt sie.

Alles hat sie ihm hingegeben bis auf eine geringe Summe, die sie für Nothfälle zurückhält. Er fordert in seiner Gier auch diese. Sie hat sich immer geweigert.

Eines Abends ist es. Sie sitzt traurig im Zimmer, denkt an ihr Geschick und verwünscht den, der es so bitter machte.

Da steht er vor ihr mit seinem finsternen Gesicht und will Geld. Sie speit ihn an. Wuth packt ihn, er faßt sie und wirft sie auf's Bett. Da reizt ihn der Körper des Weibes und thierische Lust überkommt ihn. Sie wehrt sich vor Ekel, stößt ihn von sich, daß er auf die Erde taumelt. Er blickt wie ein Rasender um sich; sie fühlt's, er sucht das Beil, um sie zu tödten. Sie kann nicht hinaus, allein mit ihm im Dämmerlicht. Todesangst erfaßt sie. Auf das Beil stürzt sie zu, ergreift es und schlägt ihren Mann zu Boden. Und all' das erduldete Leid zuckt in ihren Armen, und ihr armes, zerstörtes Herz führt die Waffe. Schon liegt er leblos, aber die Todesangst läßt sie nicht endigen.



Zwanzig Wunden trägt er, — da hält sie inne. Wie gelähmt — aber befreit — sinkt sie hin — —

Wer hat den Muth, dies Weib zu verurtheilen?!

Mit stolzer Miene und gerechtem Abscheu ist da nichts gethan.

Dies Beispiel für Viele.

Bei uns besitzen die Richter jene den Deutschen mangelnde Phantasie. Deshalb begreifen die Letzteren so viele unserer gerichtlichen Urtheile nicht. Sie schlagen die Hände über dem Kopf zusammen, weil Frauen freigesprochen wurden, welche ihre Verführer verunstaltet, ja, getödtet hatten. Nach dem Schema der Deutschen wären sie geköpft worden.

---

#### Siebenzehntes Kapitel.

### Die Hohenzollern.

---

In dem ersten Hohenzollern, welcher in der Mark regierte, in dem Markgrafen und Kurfürsten Friedrich dem Ersten, ist schon gleichsam der Charakter der größten Fürsten dieses Stammes vorgezeichnet. Tapfer, energisch, klug, gerade, ernst, schlicht, so treten sie uns gegenüber, so ist ihr Typus. Schon in der äußeren Erscheinung ist jener Friedrich ihr Muster. Er hatte eine hohe, gebietende Gestalt, wie die meisten der Nachfolger. Friedrich der Große gehört in diesen Typus nicht mit hinein, er macht in Vielem eine Ausnahme.

Nach jenem Friedrich dem Ersten folgten durch zwei Jahrhunderte hindurch Fürsten, welche vor den anderen kleinen Herrschern Deutschlands in Nichts hervorragten. Dann plötzlich erhebt sich dies Haus mit dem großen Kurfürsten zu ungeahnter Höhe und ihm folgt eine Reihe



bedeutender Regenten. Es ist seltsam, wie die großen Eigenschaften zweihundert Jahre lang in dieser Familie schlummern, um dann glänzend wieder hervorzubrechen und nicht wieder zu verschwinden.

Und noch Eins. Wie der erste Hohenzoller in der Mark sich hauptsächlich durch soldatische Tugenden festsetzt und behauptet, so sind diejenigen seiner Nachfolger die bedeutendsten, welche jene Tugenden ebenfalls besitzen und ausüben. Alle die, welche keine derartigen Neigungen hatten, erreichten auch nicht so viel, zum Beispiel König Friedrich I., Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm IV. Und es macht sich das bekannte Wort auch hier wahr, daß Fürsten und Völker durch die Mittel bestehen, mit welchen sie ihre Macht begründet haben. Seit dem großen Kurfürsten nun gar weisen auch die politischen Verhältnisse, unter denen die Hohenzollern das Scepter führen, große Aehnlichkeit auf. Es ist der Gegensatz und die stellenweise versuchte, stets aber wieder verworfene Annäherung an Oesterreich, welche schon damals eine so große Rolle spielten, sowie die Feindschaft Frankreich gegenüber, die sich auch niemals in Freundschaft umgestalten will. Besonders treten diese Gegensätze zu Oesterreich und Frankreich in den drei Glanzepochen der preussischen Geschichte hervor. So wird auch das deutsch-österreichische Bündniß nicht von Dauer sein. Deutschlands Interesse verweist es auf Rußland, von dem es nichts zu holen, an das es nichts zu verlieren hat. Und wie lange kann noch die Beiseiteschiebung der Deutschen in Oesterreich fortgehen, ohne daß das deutsche Reich sich ihrer erbarmt? Dann aber ist's mit der Freundschaft der beiden Staaten doch vorbei! Dann ist es Zeit für Frankreich, sich mit Oesterreich zu verbünden, um den tapferen Slaven beizustehen und Rache zu nehmen am gemeinsamen Feind, den Teutonen. Das letzte Wort zwischen Frankreich, Oesterreich und Preußen ist immer noch nicht gesprochen.

Was die drei bedeutendsten Hohenzollern betrifft, so ist



es interessant, die Aehnlichkeiten zwischen ihnen herauszufinden. Alle Drei sind sich gleich in der Fähigkeit, mit welcher sie ihre Ziele verfolgen, in dem weiten Blick für die Bedürfnisse ihres Staates, in dem Feldherrntalent, in ihrer schlichten Lebensweise, in der Sorge für das Glück ihrer Unterthanen. Den großen Kurfürsten und den großen König verbindet außerdem der Eigensinn des Genies, welchen Kaiser Wilhelm nicht besaß, wie er auch der einfachste und maßvollste unter ihnen war. Die schlichte Frömmigkeit wiederum findet sich in gleicher Weise bei dem Kurfürsten und dem Kaiser, während der König in religiösen Dingen sehr freigesinnt war. Aber auch zwischen dem König und dem Kaiser besteht eine besondere Aehnlichkeit, das ist die hervortretende Betonung der „Pflicht“, des „Dienstes“ in ihrem ganzen öffentlichen Leben.

Unwesentlicher, aber recht sonderbar ist es, daß diese drei Herrscher sämmtlich in den achtziger Jahren ihres Jahrhunderts starben, nämlich 1688, 1786 und 1888. Ueberhaupt spielen die Jahreszahlen eine eigenthümliche Rolle in der Geschichte der Hohenzollern.

1440 stirbt Kurfürst Friedrich I.;

1640 stirbt der Vater des großen Kurfürsten;

1740 der Vater Friedrichs des Großen;

1840 der Vater Wilhelms des Ersten.

Auch ist es bemerkenswerth, wie auf die genannten drei bedeutendsten Regenten jedesmal Herrscher folgen, welche nur sehr geringe Spuren in der Geschichte hinterlassen: König Friedrich I., Friedrich Wilhelm II., Friedrich III. Alle diese drei Könige haben gemeinsam: eine weniger hervortretende Energie.

Die Frauen der Hohenzollern haben in der Politik niemals eine große Rolle gespielt, und nirgends würde das auch solchen Anstoß erregen wie hier. Das Familienleben ist, vielleicht mit wegen dieser Zurückhaltung, meist ein glückliches gewesen, — so weit die Geschichte Gelegenheit hat,



Derartiges zu beurtheilen. Ein zahlreicher Kindersegen kommt häufiger vor, aber die Seitenlinien starben stets nach einigen Generationen ab.

Zum Schluß dieses Kapitels eine Charakteristik der drei ersten Kaiser, wie ich sie mir aus ihrem Leben und aus ihren Thaten gebildet habe.

1) Kaiser Wilhelm I. Er war demüthig dem Höchsten gegenüber und daher voll Güte zu den Menschen. Er dachte zuerst an sein Volk, dann an seine Familie, dann an sich selbst. Er war höchst bescheiden im Abwägen des eigenen Verdienstes. Er war neidlos seinen Mitarbeitern gegenüber, gerecht in jeder Lage seines Lebens. Er besaß einen ganz besonders klaren Blick und ein außerordentlich sachgemäßes und treffendes Urtheil. Er war in hervorragendem Maße theilnehmend für Andere. Er liebte das Leben und den mäßigen Genuß desselben.

Er war hauptsächlich für den Soldatenstand erzogen und liebte denselben vor Allem. Wie jeder Mensch neben seinem eigentlichen Beruf noch irgend etwas Anders gleichsam als Neben-Beruf betreibt, so Kaiser Wilhelm neben seinen Regierungsgeschäften die militärische Thätigkeit. Wie ein Beamter, der zugleich Dichter ist, selbst im dienstlichen Leben seiner dichterischen Gestalten nicht vergißt, wie sein ganzes Wesen mehr von einem Dichter an sich hat als vom Beamten, so war Kaiser Wilhelm stets Soldat und legte die Uniform fast niemals ab. So hat er wohl nie viel Muße gefunden, sich den Künsten und Wissenschaften zu widmen. Zudem war sein einfacher Sinn allem Pathetischen abhold. Er besuchte das Theater viel, hatte aber mehr Freude am Ballet und kleinen Lustspielen, als an großen Opern und Tragödien. Der große Sinn für die Kunst und deren Welt-Bedeutung scheint ihm gefehlt zu haben. Mit all' diesen Eigenschaften, zu denen sich noch als sehr wichtige die Festigkeit und Energie des Willens gesellte, war er der Mann seiner Zeit.



2) Kaiser Friedrich. (Fälschlich als Kaiser der Dritte genannt, dies war er nur als König.) Auch er wäre vielleicht der Mann seiner Zeit gewesen mit seinem Sinn für das Ideale und für das Schöne. Vorausgesetzt, daß dieser Sinn auch immer an die Wirklichkeit angeknüpft und nicht auf Menschen von solcher Hoheit und Begabung gerechnet hätte, wie er sie besaß. Vorausgesetzt, daß Niemand so unedel gewesen wäre, seine Güte mißbrauchen zu wollen.

Er war groß geworden in der Zeit, welche vor und nach der Revolution von 1848 lag. Von den weltbürgerlichen Ideen, welche damals seine Landsleute erfüllten, ward auch er naturgemäß in gewissem Grade ergriffen. Doch auch das Streben nach Einheit des Vaterlandes ergriff ihn, wie die anderen Jünglinge jener Tage und ließ ihn nie mehr los. Im Uebrigen wies ihn die abwartende Rolle, welche er lange Jahre in der Geschichte zu spielen hatte, auf andere Dinge hin, und sein empfängliches Gemüth erschloß sich der Kunst. Er wäre ein großer Förderer derselben bei längerer Regierung gewesen. In wie weit aber seine Ansichten über Kunst fruchtbringend und tiefgehend geworden wären, das konnte der Fernerstehende am allerwenigsten voraussagen.

Große persönliche Zuverlässigkeit und Liebenswürdigkeit waren ihm eigen, wie Leuten, die in ihrer geistigen Beschäftigung glücklich sind. Wenn er Jemandem etwas Unangenehmes sagen konnte und in der Stimmung dazu war, so wählte er nicht lange und gab auch wohl bekannte Scherzworte zum Besten, doch erreichte er immer seinen Zweck. Er konnte wohl in Augenblicken energisch bis zur Rücksichtslosigkeit sein, doch war ihm nicht die gleichmäßige Festigkeit seines Vaters zu eigen. Er war auch nicht so einfach wie dieser, — ohne den Prunk übermäßig zu lieben — er gehörte eben einer anderen anspruchsvolleren Zeit an. Er handelte stets von großen Gesichtspunkten aus, selbst im Kleinen.



Seinem Vorbild, Friedrich dem Großen, war er gleich in der Duldsamkeit gegen Andersgläubige und darin, daß er trotz seiner geringen Vorliebe für den Krieg sich als bedeutender Feldherr bewährte.

3) Kaiser Wilhelm II. Ein Herrscher, welcher viele Eigenschaften seiner Ahnen in sich vereinigt. Die soldatischen Neigungen sind ebenfalls sehr stark bei ihm, wie bei seinem Großvater, Wilhelm dem Ersten, aber auch den Künsten, die sein Vater so liebte, scheint er hold zu sein. Die „Pflicht“ stellt er ebenso hoch wie seine Ahnherren. Mit seinem Vater verbindet ihn noch besonders der Zug in's Große, der durch seine Handlungen geht. Selten ist bei einem jüngeren Manne der Jetztzeit die Frömmigkeit, wie sie ihm zu eigen; man hat ihm in Folge dessen den Namen „der Christenkaiser“ gegeben.

Seine große Offenheit ist der originellste Zug seines Charakters. Diese verbietet es ihm auch, bei jeder Gelegenheit ein fröhliches, lächelndes Gesicht zu zeigen, daher nennt man ihn ernst. Er ist wie keiner seiner Vorgänger darauf bedacht, seine Ansichten und Absichten dem Volke klar zu legen und mit nichts hinter dem Berge zu halten. Offen, einfach und groß, so will er sein.

---

#### Achtzehntes Kapitel.

### Bismarck. Moltke.

---

Bismarck ist wie ein Riese der Vorzeit, in seiner äußeren Erscheinung wie in seinen Handlungen. Anorrig wie eine Eiche ist sein Wesen, sind seine Reden. Ein alter Deutscher steht vor uns, ähnlich wie Tacitus sie den Römern



geschildert. Groß, stark, mit blauen Augen. Tapfer, treu bis zum Tode. Klug und sittenrein.

Ich habe dies Alles nicht glauben wollen, aber ich sah ihn selbst. Ich hörte gegen ihn sprechen, aber ich sah auch die abgöttische Verehrung, welche man ihm zollt. Die Kinder, welche sein charakteristisches Aeußere in der Kürassieruniform schon von Weitem erkennen, wenn er durch den Thiergarten reitet, lassen ihre Spiele und eilen in Schaaren herzu, ihm zuzurufen, die Mützen vor ihm zu ziehen und einen freundlichen Gruß von ihm zu erhaschen.

In der Politik ist er gerade, derbe, rücksichtslos, aber immer im rechten Augenblick. Bemerkenswerth ist seine Mäßigung. Daß er immer energisch oder nachgiebig ist zur rechten Zeit, erspart ihm Niederlagen.

Man freut sich ordentlich, bei solch' gewaltigem Manne auch Fehler zu entdecken. Er ist leicht gereizt, wenn es seine Person angeht und schießt in seiner Rache wohl über's Ziel hinaus. Das ist aber auch etwas Naturwüchsiges, Menschliches. Daß die Kunst seinem großen Einfluß sehr wenig zu danken hat, ist schon ein größerer Fehler. Napoleon I. fand in seinen angestrengtesten Zeiten, ja fern im Moskauer Schneelande, noch Zeit, Anordnungen für die heimischen Kunstinstitute zu treffen. Es ist diese Zurückhaltung Bismarcks um so merkwürdiger, als er selbst der Dichtkunst und der Wissenschaft sehr viel verdankt. Ja, ich möchte sagen, daß sein ganzes Wirken, trotz seiner Realität, umkleidet ist vom Schimmer der Poesie. Uebrigens ist er selbstbewußt und weiß genau, was er für sein Vaterland gethan hat. Er liebt es, wenn man dies anerkennt und ihm zujubelt.

Moltke kennt die Welt als ernst und schweigsam. Er macht auch nicht gern viel von sich reden und will nicht als etwas Besonderes gefeiert sein. Es ist ihm geradezu unangenehm, wenn das Publikum sich an ihn drängt und ihm seine Sympathieen zu erkennen giebt. Er scheint sagen zu wollen: Was wollt Ihr denn von mir? Ich habe ja nichts



als meine Pflicht gethan. Aber es hilft ihm Alles nichts, das Volk hat ihn nun einmal zu einem seiner National-Heiligen erkoren. Man weiß nicht recht, wer die großen Schlachten der preussischen und deutschen Heere gewonnen hat. War es der König? War es Moltke? Waren es die Unterfeldherren? Ich glaube, es ist so: Sie haben alle ihre „Pflicht“ gethan.

#### Neunzehntes Kapitel.

### Die Kleinstaaten.

Die Freundschaft der Völker ist wie der Wind, welcher über die Lande fährt. So schnell gekommen und so schnell verweht. Gerade in unserer heutigen Zeit tritt dies recht deutlich hervor.

Irgend ein Ereigniß, ein Zollvertrag, ein fürstlicher Besuch, der Briefwechsel zweier Minister, besonders aber irgend welche schmeichelhafte Anerkennung seitens des Andern, bringt schnell die Flamme der Begeisterung hervor.

Man ist plötzlich „auf einander angewiesen“, man erinnert sich der sonst nie empfundenen und vielleicht gar nicht vorhandenen Rassenverwandtschaft, man schwört sich, da „gemeinsame Interessen“ und „geschichtliche Beziehungen“ einander verbinden, feste und ewige Freundschaft — — —

Und dann kommt ein Stoß, ein ganz gelinder, unbedeutender, unmerklicher Stoß, vielleicht von einer Seite, die gänzlich ohne Einfluß sein sollte, — wie weggeblasen ist alles, „Freundschaft“, „Beziehungen“, „Rassenverwandtschaft“. Die nackte Selbstsucht bricht sich Bahn, eine voll-



kommene Verschiebung der politischen Verhältnisse ist da, ist das Werk eines Augenblicks. Und während man vorher versucht war, zu glauben, man könne ohne einander nicht leben, so ist es jetzt klar, daß man mit einander nicht leben kann. Liebe und Haß — sie wechseln im Völkerleben wie Ebbe und Fluth des Weltmeers.

Die Beziehungen des Fürstenthums Reuß-Grreiz zu Preußen sollen nun zwar nicht so schlecht sein, als man annimmt, aber wie ist es mit der Freundschaft des Letzteren zu Sachsen, Bayern, Württemberg beschaffen? Ist sie wirklich auf den Felsen gegründet, den die Freunde der Reichseinheit ihr erbauen? So von Weitem betrachtet, scheint sie von Dauer zu sein. Mit Begeisterung spricht man auch im Süden vom Reiche. Man hat's ja auch bisher gut gehabt unter Preußens Schutz! Und dann — Letzteres ist von einer mädchenhaften Schüchternheit seinen Bundesgenossen gegenüber. Man weiß, wie zäh die Süddeutschen an der ihnen belassenen Selbstständigkeit festhalten. Es hat bis jetzt noch keinen Streit gegeben. Wie aber, wenn diese Freundschaft einmal auf die Probe gestellt werden sollte? Im Glück dünkt sich Jeder erhaben über Anfechtungen, und in Tagen der Noth erscheinen sie so natürlich! Verschiedene Beobachtungen geben mir Veranlassung zu dieser Betrachtung. Allein schon die außerordentlich verkehrshemmende Einrichtung und Festhaltung der bayerischen und württembergischen Briefmarken, welche im übrigen Deutschland nicht gelten, wie umgekehrt auch die deutschen Postwerthzeichen nicht in Bayern und Württemberg, dürfte ein Beweis sein, welches Maaß von Opfern den Bundesgenossen zuzutrauen ist!

Und dabei hat doch Preußen auch seine früheren Marken aufgegeben, um mit Mecklenburg und Ripppe-Detmold dieselbe Reichsmarke anzunehmen, — sich also unter das Reich zu beugen! Und Bayern und Württemberg wären zu mächtig dazu, um sich so viel zu vergeben? Ich kann mich des Ge-



danke nicht erwehren: Wer in Kleinem trotzt, — wird er in Großem nicht erst recht trotzen? — — —

Einst stand ich auf einem erhöhten Punkt im Gebirge. Hier stießen drei Reiche zusammen. Zur Rechten hatte ich preussische Lande, hinter mir im Thale befand sich ein Theil des Waldeck-Pyrmontischen Staates, und vor mir breiteten sich die endlosen fruchtbaren Gefilde des Fürstenthums Lippe-Detmold aus. Weiterhin nach der einen Seite winkten braunschweigische Berge hinüber. Wie entsetzlich muß hier der Verkehr gewesen sein, als noch jedes dieser Reiche seine besondere Zollgrenze besaß!

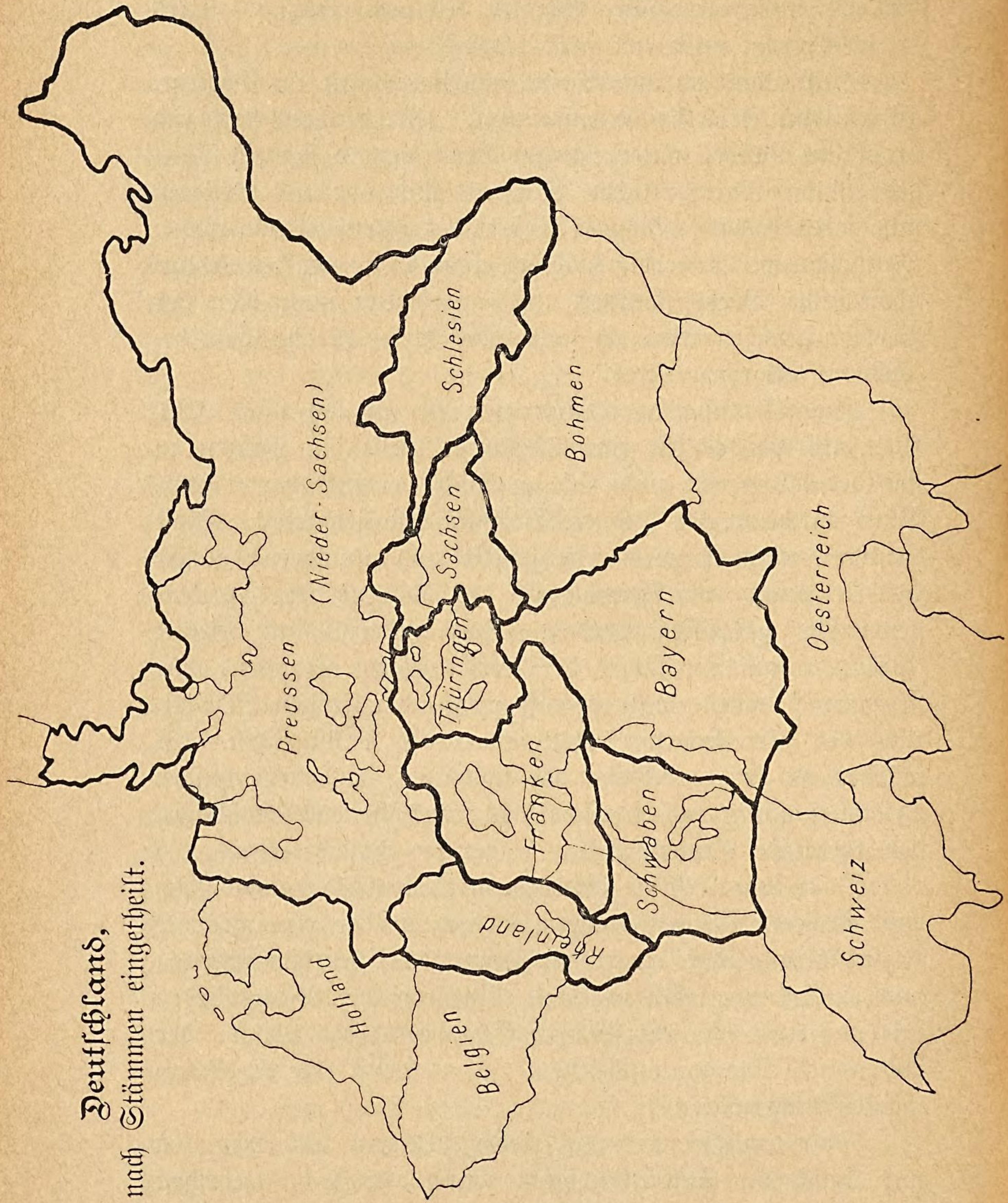
Die Theilung in Kleinstaaten ist an sich nicht übel. Aber was ist das für eine Theilung! Wie ein Haufen in sich verschlungener und sich gräßlich verrenkender Leiber. Bunt durcheinander sind die Volksstämme gewürfelt. Diese letzteren müßten wieder hergestellt und annähernd gleiche Gebiete unter der Verwaltung der vorhandenen Fürstengeschlechter geschaffen werden. Das niedersächsische Gebiet (Preußen und ein Theil der norddeutschen Staaten ohne Rheinland) würde naturgemäß wegen der großen Verbreitung des betreffenden Volksstammes das Größte sein. Es würden sich ferner bilden: das schlesische, das ober-sächsische, das thüringische, das bayrische, das fränkische, das schwäbische, das rheinische Gebiet. Ach, — aber die Brieftmarken!

Dann wäre erst die Wiedergeburt Deutschlands vollendet, eine straffere Reichsleitung und doch wieder eine größere Ausgestaltung der einzelnen Stammes-Eigenthümlichkeiten würden sich von selbst ergeben. Einem solchen Reich würden sich auch weit eher der österreichische, der schweizerische, der holländische Stamm anschließen. Ja, — wenn nur die Brieftmarken nicht wären!!

Opfer müßte eben ein Jeder bringen, und wenn es nur Opfer an Selbstständigkeit wären, denn im Uebrigen würden ja einige der mächtigsten Fürsten sogar eine Vergrößerung ihres Gebietes erwarten dürfen. In Schlesien



Deutschland,  
nach Stämmen eingetheilt.





und Rheinland würden Könige aus dem Hohenzollern-Geschlecht eingesetzt werden, in Franken das hessische Fürstenhaus. Einige der kleineren Fürsten würden aufhören zu regieren und eine ähnliche Stellung einnehmen wie die Grafen Stolberg. Aber auch die „Ebenbürtigkeit“ dürfte nicht mehr ihr ausschließliches Recht sein, denn es ist nicht recht verständlich, warum andere Adels- oder feingebildete und feinerzogene Bürgerstöchter nicht ebenso gute, ja unter Umständen bessere Fürstinnen abgeben sollten als jene Töchter der wenigen „ebenbürtigen“ Häuser. Die Fürstengeschlechter würden dann auch mehr im Volk wurzeln, und was ihnen an Unnahbarkeit abginge, würde ihnen an herzlicher Sympathie neu erwachsen, ganz abgesehen von dem auf die Dauer äußerst schädlichen, für die Nachkommen verderblichen Ineinanderheirathen. Das Gesetz der „Ebenbürtigkeit“ war es übrigens, welches das deutsche Blut in alle Herrscherhäuser Europa's leitete, denn in Deutschland waren die meisten Fürstentöchter oder heirathsfähigen Prinzen zu haben. So ist es gekommen, daß in Rußland, Dänemark, England, Portugal, Holland, Belgien, Oesterreich, Rumänien, Griechenland und Bulgarien die direkten männlichen Nachkommen von deutschen Fürsten regieren.

Daß man es in den kleinen Staaten bedauern würde, seinen „Landesherrn“ zu verlieren, ist gewiß, denn man ist durch die langen Zeiten der Zusammengehörigkeit mit einander verwachsen. Wer hört außerhalb Deutschlands, ja, ich möchte sagen, außerhalb des betreffenden Landestheils, etwas von einem Viktor, Peter oder Friedrich Franz? Und doch sind diese ihren Unterthanen unentbehrlich. Sie haben Bittgesuche zu erledigen, Theaterzuschüsse zu zahlen, Bälle zu geben, die Kaufleute verdienen zu lassen, Parks für's liebe Publikum zu unterhalten, — wie untröstlich wäre man, wenn das alles nicht mehr sein könnte! Was die Verwaltung des Ländchens anbetrifft, — so merken die Unterthanen von dieser stilleren Thätigkeit wenig und diese wür-



den sie ohne Schmerzen jemand Anderem überlassen, — wenn nur der „Hof“ nicht einging! Aber ich denke, wenn sich so die acht Volksstämme zusammenthäten, da wären ganz andere „Höfe“, und das Verhältniß zwischen Fürst und Volk müßte ein weit schöneres werden. Und wie viel charakteristischer, wie viel eigenartiger würde das ganze Volksleben sich gestalten! Wie viel großartiger, wenn dann der Kaiser zur Eröffnung des Reichstages die sieben „Könige“ zu sich entböte! Ein ganz anderer Zug würde durch solche Feierlichkeit gehen, eine weit größere politische Auffassung durch das Leben der Nation!

Jedoch man kennt Deutschland und die Deutschen nicht, wenn man glaubt, daß irgend etwas Derartiges je geschehen könnte.

Darum werden die Verhältnisse der Landestheile unter einander niemals gesunde werden, und die deutsche Einheit wird Stückwerk bleiben.

---

#### zwanzigstes Kapitel.

## Die Stadt Berlin.

---

Wie sie wächst! Wie die Häuser emporsteigen! Man sieht ordentlich, wie sie ihre Arme immer weiter ausstreckt über den Erdboden. Großartig!

Freilich, die Masse! Masse imponirt immer. Aber ich finde, es gibt sehr große Männer, welche trotz ihrer Größe sehr dumm sind. Und kleine Leute haben die wichtigsten Dinge im Kopf. Auf das, was drin steckt, kommt es an.

Die meisten von Denen, welche stolz auf ihr Berlin



sind, scheinen hieran nicht gedacht zu haben. Denn, wenn sie es rühmen, so heben sie das Anwachsen der Einwohnerzahl oder der neuen Straßen und Häuser hervor, ohne zu erwähnen, welch' geistige Bedeutung in den Zuzüglern liegt oder welche Errungenschaft auf baulichem Gebiete in den neuen Häusern. Welchen Vorthail hat die Menschheit oder Berlin von den Schaaren der Ankommenden? Es sind im günstigsten Falle Arbeitskräfte gewöhnlichen Schlages. Und welcher Werth liegt in den neu aufgethürmten Steinmassen? Nun, etwa der, daß die genannten Arbeitskräfte Verwendung finden. Und dann? Das dreht sich um einander, wie der Schneeball. Erst war's ein kleiner Schneeball, jetzt ist's ein großer, aber ein Schneeball bleibt's immer.

Diese Berliner Statistik, die sich Brüsten ist ordentlich komisch. Jetzt sind sie stolz auf ihre 15 Theater. Ob sie gut sind? Was sie bieten? Nun, es sind immerhin 15!

Und was Alles verzehrt wird in Berlin! Welche Mengen von Nahrung hier zusammenströmen. Da werden die Ochsen und Gänse alle zusammengezählt, und man schlägt sich auf den Bauch und spricht: Der Berliner Magen! Nun, wenn ein Mensch so viel ißt, dann essen 1 Million Menschen 1 Million mal so viel. Das war mir schon immer klar. Und wenn es noch etwas Besonderes wäre! Aber — tausend Ochsen sind doch nichts weiter als tausend Ochsen!

Nun dürfte Berlin allerdings durch seine Lage geeignet sein, auch an geistiger Bedeutung, an Bedeutung für die Menschheit, zuzunehmen. Mit Wien bildet es das Bindeglied zwischen Ost und West. Je mehr der Osten an Kultur zunimmt, desto mehr Bedeutung gewinnt die Lage Berlins.

Wie hat man aber in der Anlage dieser Stadt nur so wahllos sein können! Die Nüchternheit der Umgebung hat auf die ganze Entwicklung eingewirkt. Berlin wird immer nüchtern sein, und wenn noch so viel Pracht an einander gehäuft würde! Wie anders, wenn zum Beispiel die Welt-



stadt sich spiegelte in den herrlichen Seen Potsdams zwischen Laubwäldern und üppigen Feldern! Da könnte es eine der schönsten Städte der Welt werden. Wasser und Wald und Grün hätten ihr die Seele verliehen.

Vielleicht würde man aber auch jene schöne Umgebung durch verfehlte Anlage der Stadt selbst nicht auszunutzen verstanden haben. Weil man nur an die Masse denkt, so wird Alles auf's Gerathewohl an einander geflebt, die Miethskasernen ziehen sich hinaus bis an die äußerste Grenze und es bleibt kein Platz für Villen und Gartenhäuschen. Berlin ist eine Stadt ohne Vorstädte. Vom freien Feld aus siehst du die hohen Rückwände der letzten Häuser und trittst ein in große Straßen, als wärest du in der Mitte der Stadt. Villen-Anlagen befinden sich erst meilenweit davon. Man rechnet damit, daß Berlin sich noch zehn Mal um sich selbst vergrößern wird.

Und nun dies ewige Hasten und Bauen und Schaffen! Es kommt Einem vor, als wenn ganze Völker Steine herzutragen zum Bau von Babel.

Es fehlt das Abgeschlossene, Charakteristische. Alle paar Jahre erhalten die Straßen ein anderes Ansehen. Es fehlt der Hauch des Liebgewordenen, der über den alten Thürmen und bekannten Häusern anderer Städte schwebt. Es fehlt die Poesie, selbst geschichtliche Erinnerungen trifft man kaum an.

Dicht vor dem einen Ende der Stadt will man den Schädel eines Nashorns aus der Eiszeit gefunden haben. Ich möchte dies für einen Berliner Witz halten. Mir scheint dies Alles so schrecklich modern und nüchtern, daß ich es einem so sagenhaften Thier, wie dem Nashorn aus der Eiszeit, gar nicht zutraue, sich in solchen Gegenden aufgehalten zu haben. Was ich vor den Enden der Stadt fand, waren nur immer wieder Scherben von altem Geräth, altes Blech, halbe Schuhe, verbrauchte Bürsten. Dies liegt einem zu Füßen und duftet einem entgegen, wenn man die Natur



genießen will. Nein, die Erinnerung an die Stadt mit all' den prosaischen täglichen Dingen verläßt einen auch hier draußen nicht. Natur! Hier ist keine Natur. Und gar ein Nashorn? Ein Nashorn aus der Eiszeit? Wirklich, ein sehr guter Witz! Haha!

Um die Natur zu ersetzen, macht man Anlagen in der Stadt, bei denen man aber vor Wegen und Einfassungen nicht viel Platz mehr zu Anlagen übrig behält. Ebenso steif und eintönig ist der vielgerühmte Thiergarten. Alles sehr sauber, aber kleinlich. Und das allzu Wohlgepflegte wirkt hier draußen langweilig.

Wie habe ich verstanden, weshalb man in den Straßen immer wieder Linden pflanzt, wo man doch so schlechte Erfahrungen mit denselben „Unter den Linden“ gemacht hat. Diese Bäume werden zu kläglichen Krüppeln, sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben, und das ist auch ganz erklärlich. Die Linde streckt ihre Wurzeln dicht unter der Oberfläche weit in die Runde, und natürlich ist in diesen oberen Schichten nicht viel zu holen. Der Boden ist sandig, Gasröhren verpesten ihn und bei dem häufigen Aufreißen des Pflasters in einer Großstadt werden die Wurzeln beschädigt. Und doch hört man nicht auf, Linden zu pflanzen. O Tiefe der Weisheit in deutschen Seelen, wann wirst du zu ergründen sein?

Ich glaube, man wird in Deutschland immer Linden pflanzen, — warum nicht auch in Berlin?



## Die Zukunft Deutschlands.

---

Als Rom im Glanze war, da stand es auch schon am Abgrund. Die Zeiten, da es strebte und rang, da es noch nicht alle Wünsche erreicht hatte, waren seine besten. Damals lebten die Menschen in einfachen, strengen Sitten, sie waren dafür an Leib und Seele gesund. Rom's Herrlichkeit war der Beginn seines Verfalls.

Deutschland hat sein Ziel erreicht, und schon blickt man auf die so viel geschmähten Zeiten der Uneinigkeit mit Sehnsucht zurück. Man beneidet die Voreltern um ihre Anspruchslosigkeit, um ihre Frische. Diese Dinge sind jedenfalls jetzt verloren gegangen. Damals hatte man ideale Ziele und schenkte den augenblicklichen Genüssen des Lebens nicht so viel Aufmerksamkeit. Heute sind diese Ziele erreicht, — und wo sind neue?

Im alten Rom, als die großen Kämpfe um die Herrschaft vorbei waren, versumpfte die Menschheit in Goldgier und in Laster. Wie wird es in Deutschland sein?? . . . Eine Frage ohne Antwort.

Und noch ein Vergleich mit dem Alterthum. Das römische Reich theilte sich, um sich besser halten zu können. Ähnliches bietet sich uns in Deutschland. Dort entstanden Ost- und Westrom, hier trennten sich Preußen und Oesterreich.

Oesterreich möcht' ich mit Westrom vergleichen. Es hat früher geherrscht über alle Deutschen, ist aber dann von Preußen bei Seite geschoben, wie Rom von Byzanz. Es ist, wie Rom, dem Ansturm feindlicher Gewalten in erster Linie ausgesetzt und es wird voraussichtlich demselben weit



früher unterliegen als Preußen. Rom fiel 100 Jahre nach der Theilung.

Die getrennten Reichshälften haben sich noch hin und wieder beigestanden und sind in ein Bündniß getreten; als aber die eine derselben unterlag, gelang es nie mehr, sie dauernd zurückzuerobern.

Ostrom hat vermöge seiner strafferen Form Jahrhunderte länger bestanden, hat sogar noch manch' ruhmvolle Thaten zu verzeichnen und war ein Aufbewahrer der Wissenschaften in dem ringsherum wogenden Meer der Kulturlosigkeit. Aber es erstarrte in Formen und zerfiel durch Parteiungen. Muß man da nicht an Deutschland denken?

Damals hießen sie die Blauen und die Grünen, die den politischen Parteikampf in alle Verhältnisse des Lebens trugen und so die heiligsten Bande zerrissen, welche die Menschen an einander fesseln. Und hier haben wir die Conservativen und die Liberalen, die sich mehr hassen als den ärgsten auswärtigen Feind.

Von Osten kam Byzanz der Zerstörer, — steht er nicht jetzt schon an Deutschlands östlichen Pforten? Oder wird dies Reich einst von Westen, von Frankreich besiegt werden? Auch damals hat das Abendland Versuche gemacht, Ostrom in seinen Besitz zu bringen, und es war ihm für eine Zeit lang gelungen. Es stiftete dort für eine Reihe von Jahren das „lateinische Kaiserthum“!

Es gäbe nur ein Heil für Deutschland. Sich aufraffen aus der Formen-Erstarrung und aus der Parteizerklüftung. Da diese Dinge aber im deutschen Charakter liegen, wird es nicht dazu kommen. Nur ein neues, großes, einigendes Ziel könnte diese Charaktereigenschaften in den Hintergrund drängen. Und ich frage noch einmal: Wo ist dies Ziel?

Ist es die Herrschaft zur See? Ist es die Herrschaft über alle Germanen? Ist es die Förderung der menschlichen Freiheit? Ist es eine großartige Blüthe-



zeit der Künste und Wissenschaft? Ist es eine neue Weltreligion?

O ja, sie träumen von allem Etwas, aber jede Zeit hat nicht ihren Bismarck, der die Träume zur Wahrheit macht. Und dann, wie gesagt, ihre besten Eigenschaften sind verbraucht. Die Aufgeblasenheit ist an die Stelle ferniger Biederkeit getreten, — was läßt sich damit erreichen? Sie sind aufgeblasen wie die Byzantiner, sie schweifwedeln wie die Byzantiner, sie stecken in Form und Schablone wie die Byzantiner!

Nein, es ist kein Zweifel: von Jahr zu Jahr werden sie anmaßender. Früher, — wie bescheiden waren sie, — wie gut wurden wir mit ihnen fertig! Wir liebten den deutschen Charakter. Jetzt ist es anders geworden. Man pocht auf das Errungene und ist stolz, eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen. „Das mächtigste Land der Welt — die kraftvollste Nation — der beste Staat der Erde — das vorzüglichste Beamtenthum“, dies Alles und noch mehr ist und hat Deutschland — in seinen eigenen Augen!

Daß dieser Zug der Selbstüberhebung im politischen Verkehr noch keinen Schaden angerichtet hat, das ist dem Manne zu verdanken, welcher jetzt noch Deutschlands Geschicke leitet. Herr von Bismarck weiß, was er thut, wenn er — Maß hält!

Man hört es gelegentlich an dem Ton anderer Beamten, was die Welt später in dieser Beziehung von Deutschland zu erwarten haben wird. Herr von Bismarck spielt sich fremden Vändern, auch den kleinsten, gegenüber nicht als der Löwe auf, er zeigt seine Zähne nicht, befiehlt ihnen nicht. Er erreicht doch, was er will, ja, er erreicht mehr.

Wie wird es nach ihm sein? Dies neue Geschlecht, aufgeblasen durch das, was die Andern erreichten, wie wird es handeln? Es wird sich hineinmischen wollen als Schiedsrichter in alle möglichen Angelegenheiten, die es nichts angehen, wird Europa Gesetze vorschreiben wollen, während



Bismarck dies in Wahrheit that, gerade weil er sich den Anschein gab, es nicht zu wollen.

Oder — man wird so schüchtern werden, daß man sich hinter den Ofen verkriecht und jeden freieren Luftzug fürchtet! Es kommt darauf an, welche von beiden Strömungen die Oberhand gewinnen wird, denn, wie gesagt, an ein praktisches Zusammenfassen aller Kräfte ist nicht zu denken.

Herrschaft hat die Herrlichkeit des alten Reiches vernichtet, Schlaffheit pustete ihm das Lebenslicht aus. So wird Herrschaft — oder Schlaffheit auch das neue Deutschland vernichten. Was dann kommt, ist: Glorie für Frankreich!





Druckfehler.

Seite 46, vorletzte Zeile, lies „schweres“ statt scharfes Wort.

---



Im Lande der Teutonen

Zürich 1889

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Pol.o.91#2  
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11844045-9